



Die
Karawane

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30



ISTANBUL

Weltstadt zwischen zwei Kontinenten

Bild auf der Titelseite:
Hauptportal des Sultanspalastes Dolmabahtsche (Seite 28)

DIE KARAWANE

Heft 2 — 4. Jahrgang 1963/64

ISTANBUL

Weltstadt zwischen zwei Kontinenten



Herausgegeben im

KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG

mit Unterstützung des Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

INHALTSVERZECHNIS

	Seite
Dr. Wilhelm Kohlhaas	
Träumereien auf der Serailspitze	5
Prof. em. M. Edelmann	
Istanbul und die Osmanen	7
Dr. F. Karl Kienitz	
Serailbauten und Sultane	18
Professor Dr. Kurt Erdmann	
Die Moscheen Istanbuls	31
Dr. F. Karl Kienitz	
Deutsche in Istanbul	41
Max Bächer	
Das Armband der Fatima	51
Dr. Kurt Bachteler	
Ankara, die Stadt in der Steppe — Istanbul, Gegenpol und Ergänzung	61
Literatur aus dem Kreise unserer Leser und Mitarbeiter	69
Kurt Müller	
Worte zum Abschluß unserer Herbstkreuzfahrt	70
Nachrichten	71
Vortragsveranstaltungen	72

IN MEMORIAM



Kemal Atatürk

gestorben vor 25 Jahren am 10. November 1938 in Istanbul,
als Befreier seiner Heimat und Schöpfer der modernen Türkei
erhielt er auf Beschluß der türkischen Nationalversammlung
den Ehrentitel Gazi — der Sieger

Träumereien auf der Serailspitze

Aus dem Wirbel um die Galata-Brücke und dem Geschiebe des Basars, wo sich der Gast den hier zusammenstrudelnden Welten erst so nahe glaubt, drängt es ihn am dritten, vierten Tag immer stärker zu einem Punkt ruhiger Betrachtung, um dem Wesen dieser seltsamen Stadt nachzusinnen. Das stille Eyub und die strengen Byzantinerkirchen, auch die freundliche Kachrije reichen dazu nicht aus; was Byzanz und dann Konstantinopel war und Istanbul noch ferner sein wird, zeigt sich nirgendwo so wie auf der Höhe der Serailspitze.

Nur dem mit dem Schiff Anreisenden bietet sich dies Kap mit dem kühnen Ochsenhorn in seiner ganzen Wirkung dar, — von Galata herüber ist der Blick durch Schiffsmasten und Zweckbauten der Eisenbahn verlegt, die auch bei der Anfahrt längs der Marmara-Küste von Jeschil-Köj, einst San Stefano, nur einen schwachen Eindruck davon gestattet, daß sich nach dieser Hangseite unterhalb der Sultan-Achmed und der Hagia Sophia einst die Palast-Stadt bis zu dem von Steinlöwen behüteten kaiserlichen Hafen Bucoleon erstreckte. Hier war auch das Porphyryon zu suchen, die Geburtsstätte der kaiserlichen Erben; unser Begriff der „Purpurborenen“ entspricht also nicht ganz dem ursprünglichen Wortsinn.

Was nur an die verblichene Pracht der Überwundenen erinnern konnte, hat Mehmed der Eroberer niederlegen lassen. Über den Stätten, wo sich, als im nahen Hippodrom der Nika-Aufstand tobte, die aus dem Zirkus an die Seite Justinians erhobene Theodora mit kaiserlichem Mut bewährte, und wo nach ihr eine Irene und Zoe ihr männergleiches Regiment geführt hatten, erbaute nun der Herrenstaat der Türken seinen Fürstensitz, dessen Namen „Serail“ doch wiederum zuerst den Gedanken an die Frauen und die hier von ihnen und um sie gewobene Macht weckt. Nur die uns vertrauteste Gedankenverbindung: „Entführung“, ist hier nie Wahrheit geworden; selbst die geheimnisvolle Aimée de la Rivière, eine durch Piraten in dies Frauenhaus verkaufte Verwandte der Josephine Beauharnais, hat auch als Sultanswitwe die politischen Beziehungen zu Napoleons Gesandten, seinem korsischen Landsmann Sebastiani, nie zur Auslösung aus dieser glänzenden Unfreiheit genutzt. Wir brauchen die vielen Berichte nicht zu wiederholen, nach denen hier kein allzu strenges Gefängnis war — weit eher erinnern die bunt zwischen den Gärten eingestreuten Pavillons an zierliche Käfige für seltene Vögel, und sogar die Brunnen und



Blick von Hagia Sophia über die Irenenkirche und den alten Serail auf den Bosphorus. Rechts das asiatische, links das europäische Ufer.

Bassins bestätigen dies Vergleichsbild. Der einheimische Führer versteht mit der phantasievollen Neugier der Fremden zu spielen, wenn er mit Behagen die einen oder andern Züge dieses Treibens ausmalt . . . er weiß: viele warten nur darauf!

Doch weder die Lustgärten noch die überladenen Reichtümer der Schatzkammer erklären die ganze Bedeutung, die fünfhundert Jahre hindurch mit dieser Stätte verbunden war, an der schon vor der Eroberung von 1453 ein tausendjähriges Reich zwischen Europa und Asien geboten hatte. Den Generationen der Dekadenz und der Genußsucht war eine Glanzzeit mächtiger Persönlichkeiten vorausgegangen, die den Schatten Allahs über das zitternde Abendland warfen . . . und gewaltig wie ihre Herrschergedanken und Taten war auch die Tragik ihrer Leidenenschaften, wie bei jenem Suleiman, der die Söhne seiner ersten Lieblingsfrau den Einflüsterungen der skythischen Roxelane opferte und als Zeichen der Reue und Sühne durch seinen großen Baumeister Sinan die Schachzade-Dschami errichten ließ. Tragische Größe flackert hin und wieder noch aus den verlöschenden Funken des Hauses Osman auf, wenn die Reformultane, erst der unglückliche Selim III. in Ungestüm und Hast, nach ihm Mahmud II., Moltkes kaiserlicher Herr, mit verschlagener Geduld zwischen starrsinnigen Ulemas und trotzigem



Blick über den Bosphorus auf das Goldene Horn und die Serailspitze (links)

Janitscharen ihre Neuerungsgedanken durchzukämpfen suchen, deren Bedeutung zu erkennen ihnen selbst in ihrer weltfremden Abgeschlossenheit versagt war. Die uralten Platanen vor dem inneren Serailtor mußten manche Opferung treuer Sultansdiener sehen, bis im zierlichen Pavillon von Gül-Hane — dem „Rosen-Kiosk“ — 1839 der Hattischerif des Großherrn allen Völkern des Reichs Gleichberechtigung und freie Religionsausübung verhieß. Dem edel gedachten Programm mußte erst eine Epoche weiteren Niedergangs folgen, bis die Zurückführung und Beschränkung des Staates auf einen geschlossenen Volksbereich das neue Erstarren durch die Hand des Atatürk ermöglichte.

Das Wunder der türkischen Erneuerung wurde zur bittersten Enttäuschung jener, die hier noch immer die Hauptstadt der alten Griechenherrlichkeit sahen und deren Wiederherstellung erhofften. Nun liegt, trotz der lärmenden Fremdenbusse, die Stille der Vergangenheit über den zypressenbestandenen Höfen zwischen den Prinzenbauten und den zahllosen Kaminkuppeln der Palastküchen, zwischen den Toren mit ihren unheilverkündenden Namen und der alten byzantinischen Irenen-Kirche, vor der zahllose Beutegeschütze mit dem Marcuswappen von Kämpfen um Zypern und Candia, von Othello und Virabell erzählen. Von der Terrasse aber verbindet der Blick die Kontinente wie einst im Zeichen dieser unsterblichen Stadt.

ISTANBUL UND DIE OSMANEN

Der schnelle Aufstieg der Osmanen zur beherrschenden Macht im östlichen Mittelmeerraum ist ebenso erstaunlich wie folgenreich für jene Länder gewesen. Es ist gerade für unsere Zeit lehrreich, den Weg zu verfolgen, den das osmanische Reich in den 600 Jahren zurückgelegt hat, seit Sultan Urchan, Sohn des noch halb legendären Dynastiegründers Osman, 1354 zuerst den Fuß auf europäischen Boden setzte: den Weg vom furchteinflößenden Machtblock, der hinter „eisernem Vorhang“ seine unbekannt unheimliche Welt birgt, über das zum „kranken Mann am Bosphorus“ absinkende Staatsgebilde, dem nach Helmut von Moltkes Wort „die Sorge der europäischen Politik das Dasein fristet“, bis zur heutigen Eckbastion der westlichen Verteidigung gegen die kommunistische Weltbedrohung.

Die Osmanen sind eine in Gefolgschaftsart zusammengeschlossene Söldnertruppe gewesen, wie sie den Nachfolgestaaten des zerfallenden Chalifenreiches ihre kriegerische Kraft anbot. Man hat ihre Rolle zu Recht mit der Stellung der Germanenstämme im ausgehenden Römerreich verglichen. Die Leistung der Osmanen besteht darin, daß ihre Herrscher mit einer in dieser Vollendung seltenen Folgerichtigkeit und Kraft in rund 200 Jahren ein Weltreich aufbauen. Es sind acht oder neun Sultane, Söhne ein und derselben Dynastie, die dieses in der Weltgeschichte einmalige Werk vollbringen.

Sultan Urchan dringt nach der Balkanhalbinsel vor, erobert 1357 Adrianopel, das 1366 Hauptstadt wird. Murad I. erobert Bulgarien und zerschlägt 1389 auf dem Amselfelde das serbische Reich. Bajasid I. vernichtet 1396 ein vom ungarischen König Sigismund, dem nachmaligen Kaiser, geführtes Kreuzzugsheer beim bulgarischen Nikopolis. Suleiman I. und Mohammed I. stellen den Staat wieder her, der durch den Mongoleneinfall Timur Lenks an den Rand des Untergangs gebracht war. Murad II. belagert Konstantinopel, schlägt 1444 bei Warna ein vom ungarischen Reichsverweser Johann Hunyadi und dem jungen polnischen König Wladislaw geführtes Kreuzzugsheer, dem letzten, das diesen Namen geführt hat. Sein Sohn Mohammed II. erobert Konstantinopel und macht es zu seiner Hauptstadt. Er vernichtet die byzantinischen Restbildungen in Epirus, der Peloponnes und Trapezunt, dehnt seine Herrschaft bis über die Krim aus. Seine Heere besetzen Bosnien, die Herzegowina und Albanien, dringen durch die Steiermark bis Salzburg vor, beunruhigen Norditalien und landen in Otranto. Selim I. er-

obert Mesopotamien, Syrien und Ägypten. Sein Sohn Suleiman II., der „Große“ oder „Prächtige“, erobert Belgrad, nimmt 1526 den Johannitern ihre Festung Rhodos, schlägt im selben Jahr die Ungarn bei Mohacz, besetzt Budapest und steht 1529 vor Wien. Es hat wenig gefehlt, so wäre der Stephansdom eine Moschee geworden, wie es 1453 der Hagia Sophia geschehen ist.

Es ist nach den Gründen gefragt worden, die neben der unbestreitbaren Tüchtigkeit der Dynastie diesen steilen Aufstieg begünstigt haben. Sie sind zum einen Teil bei den Osmanen selbst zu suchen. Die osmanischen Türken sind vorzügliche Soldaten gewesen, nicht nur tapfere Kämpfer, sondern gute Organisatoren und Strategen. Ihre schwere Lehnreiterei der Sipahis ist den damaligen europäischen Reiterverbänden zum mindesten gleichwertig gewesen. Ihre besondere Schöpfung, die Janitscharen, die erste reguläre Infanterie des Abendlandes nach dem Absterben der byzantinischen Macht, haben in der Zeit der türkischen Eroberungen keinen ebenbürtigen Gegner gefunden. Sie haben die Siege der Sultane erfochten. Ihre Disziplin ist in der damaligen Welt viel bestaunt worden, zumal sie weder durch den nach Mohammeds Gesetz verbotenen Alkohol noch durch das Dirnenunwesen, Krebschäden abendländischer Heere in jener Zeit, beeinträchtigt werden konnte. Ein Augenzeuge des Einzuges der siegreichen Truppe in Rhodos schreibt: „Man hörte keinen Laut und meinte, nicht 30 000 Janitscharen, sondern ebensoviele Klosterbrüder vor sich zu haben.“ Der Vergleich ist durchaus angebracht. Die Janitscharentruppe ist — wohl schon im vierzehnten Jahrhundert durch Sultan Urchan — zuerst aus christlichen Kriegsgefangenen gebildet worden. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert ist dann jene Form der Rekrutierung geübt worden, die in ihrer Härte wie ihrer Folgerichtigkeit Jahrhunderte hindurch eine der tragenden Grundlagen des türkischen Staates geschaffen hat.

Die zahlenmäßig niemals starke osmanische Führungsschicht — für die Zeit Osmans wird die Stärke des gesamten Stammes mit 50 000, also 10 000 waffenfähigen Männern angegeben — sorgt für den Nachwuchs ihrer Heere, aber auch der staatlichen Verwaltung jeder Art, durch die „Knabenlese“. Den unterworfenen christlichen Völkern vor allem in Südeuropa wird in gewissen Zeitabständen, fünf oder auch vier und drei Jahren, auferlegt, eine bestimmte Anzahl gesunder Knaben an den Staat abzugeben. Sie werden in islamischer Religion und Lebensart erzogen und nach Eignung später als Soldaten oder Beamte verwendet. Ein großer Teil der Veziere, der leitenden Minister

also, ist aus ihnen hervorgegangen; ein berühmtes Beispiel bietet der „Michelangelo des Ostens“, der geniale Baumeister Suleimans des Großen, Sinan; er hat als Pionieroffizier der Janitscharentruppe begonnen und ist wahrscheinlich griechischer Abkunft. Die osmanische Staatsführung hat so leistungsfähiges Blut für die Aufgaben in Verwaltung und Heer herangezogen, zugleich den beherrschten Völkern die Führungsschicht genommen, die ihrer Herrschaft hätte gefährlich werden können. Dazu wird die „Neue Truppe“ — das bedeutet das Wort Janitscharen — für den „Heiligen Krieg“ gegen die Ungläubigen erzogen. Sie steht in Verbindung mit dem Bektatschi-Orden, den man ebenso wie die Männerbünde der Ghaxis mit den christlichen Ritterorden der Kreuzzüge verglichen hat. Der Islam trägt in der Zeit seines Vordringens durchaus das Sendungsbewußtsein einer Weltmission in sich, mit aller Stärke, aber auch Schwäche solcher Ideen.

Der Osmanenstaat ist in der Zeit seiner Blüte dazu ein gut verwalteter Staat gewesen, in seiner straffen Organisation durchaus vergleichbar den absoluten Staaten Ludwigs XIV. und seiner Nachahmer. Die Osmanen haben den Vorteil gehabt, daß ihr Staatswesen, anders als die Tatarenreiche im heutigen Rußland, auf einem Boden sich entwickelte, der von den altorientalischen Reichen über Perser, Griechen, Römer und Byzantiner immer hochentwickeltes Kulturland bildete. Schon die Araber haben die byzantinische Verwaltungsorganisation übernommen; die Osmanen sind ihnen gefolgt und haben dazu den unterworfenen Ländern den Frieden und damit nach Jahrhunderten Recht und Ordnung gebracht. Die Trennung von Moslems und „Rajahs“, d. h. Nichtmoslems, war streng, aber in den guten Zeiten gerecht. Die unterworfenen Christen hatten eigene Verwaltung und Religionsausübung. Sie allein zahlten Steuern, die nach einem — immer für die Blütezeit gemeinten — gesunden System erfaßt wurden. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren gut; der Handel lag in den Händen von Griechen, Armeniern und Juden, der Außenhandel vornehmlich bei privilegierten Handelskontoren italienischer Städte, besonders Venedigs und Genuas. So waren die Finanzen ausgezeichnet, auch hierin dem Vorbilde des byzantinischen Staates in seiner guten Zeit folgend. Nimmt man hinzu, daß der Osmanenstaat in technischen Einrichtungen den meisten anderen Staaten seiner Zeit voraus war, im Bergbau, Transportwesen, im Nachrichten-, nicht zuletzt im Spionagesystem, auf militärischem Sektor in der Artillerie und dem Pionierwesen, so rundet sich das Bild weitgehender Überlegenheit des osmanischen Staates. Es ist kein Wunder, daß die-

ses Reich eine große Anziehungskraft zu seiner Zeit ausgeübt hat, tüchtige Kräfte aller Sparten aus den unterworfenen Völkern, aber auch aus anderen Ländern angezogen hat, die ihrerseits dem Staate ihrer Wahl nützlich wurden, vor allem für die technische Weiterentwicklung, die den Osmanen nicht lag. Es hat viele Renegaten gegeben, die dem Staate gesundes Blut zu brachten, außerhalb der erzwungenen Knabenauslese.

Dem geschlossenen Staat der Osmanen hat — ein warnendes Beispiel für unsere Zeit — das gleichzeitige Europa nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen, weder in der Kraft der Idee noch in der Stärke der Organisation. Die Zeit des osmanischen Aufstiegs ist hier eine Periode weitgehender Zersplitterung, anhaltender Kämpfe und innerer Spannungen. Frankreich und England, Frankreich und Burgund, die italienischen Teilstaaten einschließlich des Papsttums, der deutsche Kaiser und die deutschen Landesfürsten stehen sich in kaum abreißenden Fehden gegenüber. Wirtschaftlich ist es die Zeit des Überganges von der Natural- zur Geldwirtschaft; die ewige Geldnot der fürstlichen Regierungen ist geradezu sprichwörtlich. Es gibt recht aufschlußreiche Untersuchungen darüber, wie fast alle europäischen Höfe zu einer Doppelpolitik gegenüber dem mächtigen und finanzkräftigen Sultan neigen, einschließlich des Papsttums, das zwischen traditionellem Kreuzzugsdenken gegen den Weltfeind Islam und der Allianzpolitik mit dem Osmanenstaat schwankt. Dazu — entscheidend — ist es die Zeit der Auflösung der Christenheit, der Reformkonzilien, der sich anbahnenden Kirchenspaltung. Europa ringt um eine neue einigende Idee. So stehen sich Zwierspältigkeit und trennende Vielfalt auf der einen, Einheit und zielbewußtes Streben auf der anderen Seite gegenüber. Von Sultan Mohammed II., dem Eroberer Konstantinopels, wird berichtet, daß er auf die Frage nach seinen weiteren politischen Plänen geantwortet habe: „Wüßte eines meiner Barthaare darum, so würde ich es ausreißen.“ Andererseits wird die Schlacht bei Nikopolis 1396 dadurch verloren, daß König Sigismund sich gegenüber seinen Unterfeldherren nicht durchsetzen kann. Der erste Angriff gegen das Türkenheer Bajasids I. wird so nicht von dem mit türkischer Kampfweise vertrauten Fürsten der Walachei, sondern von dem darauf bestehenden mächtigeren, aber unerfahrenen Herzog von Burgund geführt; seine Ritter erliegen trotz aller Tapferkeit der raffinierten türkischen Taktik. Hans Schiltberger, sechzehnjähriger Knappe eines bayrischen Ritters, gerät damals in türkische Gefangenschaft, dient anschließend dreißig Jahre lang im türkischen und dem Mongolenheer Timur Lenks. Nach seiner Rückkehr erzählt er als Kämmerer des bay-



Holzhäuser an der Serailmauer

rischen Herzogs Albrecht des Frommen seine Schicksale. Er berichtet, daß die Türken beten: „Allah möge den Christen verwehren, sich zu einigen.“ Er erwähnt mehrfach, daß türkische Offiziere die Ansicht äußern, daß nicht ihre Tüchtigkeit und Tapferkeit, sondern die Uneinigkeit der Christen ihre Erfolge ermöglicht hätten. Ruhige Prüfung wird ihnen nicht voll Recht geben wollen; aber es wäre andererseits unrichtig, die Schwächen

zu übersehen, die dem osmanischen Staatswesen doch anhaften und eines Tages seinen Abstieg bewirken.

Die damalige Türkei ist ein Militärstaat; er wird von der Idee der Welteroberung getragen zum Ruhme Allahs und seines Propheten. Das verleiht ihm die innere Geschlossenheit; das gibt ihm den Schwung, der immer wieder mitreißt und über Schwierigkeiten hinwegführt, wie sie in jeder menschlichen Gemeinschaft mit Notwendigkeit auftreten. Aber Welteroberungsideen bewegen und treiben nur solange voran, bis ihnen die harte Erkenntnis von der Unausführbarkeit den Schwung nimmt. Als Suleiman II. vor Wien 1529 zurückweichen muß, als einer seiner Nachfolger im Jahre 1606 den Habsburgerstaat anerkennen muß, kommt die Idee der Welteroberung praktisch zum Erliegen. Gedanken der Ko-Existenz vertragen sich nicht mit dem Anspruch der Ausschließlichkeit, das zeigt sich in der Entwicklung des Osmanenreiches wie heute. Wohl versprechen die Sultane auch später noch den Janitscharen bei ihrem Regierungsantritt: „Wir sehen uns wieder beim roten Apfel“, d. h. in Rom; aber diese Versprechen sind leer wie manche andere auch, und die Folgen treten ein, sowie die türkischen Heere nicht mehr zu weiterem Siegeslauf angesetzt werden. Die schwere Lehnreiterei der Sipahis kommt außer Übung. Die Besitzer der Reiterlehen müssen nicht mehr wie vorher ihren Besitz immer wieder erwerben; dieser wird erblich mit allen Folgen, die das abendländische Lehnswesen schon vorher erfahren hat. Die späteren Sultane haben mit den großen Grundbesitzern ebenso hart zu ringen gehabt wie die Kaiser und Könige im westlichen Europa. Noch schlimmer sind die Folgen bei den Janitscharen. Ihre angesehene, einflußreiche Stellung ist lange schon ein Grund des Neides und der Eifersucht weiter Kreise, besonders bei den Moslems selbst. Sobald die harte Auslese des Kriegslagers fortfällt, drängen andere Elemente in das Korps und zersetzen es. Der Janitscharendienst wird eine einträgliche und erfolgversprechende Laufbahn. Das Korps wird eine Macht, die unter schwächlichen Sultanen dem Staat gefährlich wird wie die Prätorianer im Rom der späten Kaiserzeit. Wie diese haben die Janitscharen nicht davor zurückgeschreckt, Sultane, die ihnen unbequem waren, abzusetzen und zu ermorden. Vom siebzehnten Jahrhundert ab haben die Janitscharen den Staat nicht mehr getragen, sondern gelähmt.

Das war erträglich unter Sultanen, die auch später noch die Zügel der Regierung fest in der Hand hielten. Aber es hat deren nicht viele gegeben. Die osmanische Dynastie, die in den ersten Jahrhunderten eine sonst kaum erreichte Zahl bedeutender Herr-

schon hervorgebracht hat, ist spätestens vom siebzehnten Jahrhundert ab dem rassistischen Verfall erlegen. Ihre Schwäche ist von vornherein die nicht gelöste Frage der Nachfolge. Die nach dem Koran geübte Vielweiberei mußte es mit sich bringen, daß die verschiedenen Frauen gerade für ihre Söhne die Nachfolge erstrebten. Die sich ergebenden Haremsintrigen werden von der Phantasie auch einfallsreicher Schriftsteller kaum ausgeschöpft werden können. Die starken Sultane, zuerst Mohammed II., der Eroberer von Konstantinopel, haben durch ein in seiner Härte kaum zu überbietendes Gesetz den Übelstand dauernder Thronwirren auszumerzen gesucht: jeder neue Sultan hat als erste Maßnahme seiner Regierung die Ermordung seiner Brüder zu befehlen. Sie wird von den „Stummen“ durchgeführt, schreibunkundigen Sklaven, denen die Zunge herausgeschnitten ist, damit sie auch nicht sprechen können.

Der Verfall der Dynastie ist auch dadurch nicht aufgehalten worden. Sie hat für die weitere Entwicklung den entscheidenden Schlag bedeutet: Absinken des Berufsethos in der Beamtenschaft, Verfall der Finanzen, Härten in der Erfassung der Steuern und damit wachsende Erbitterung bei den beherrschten Völkern, Glaubensspannungen und -streitigkeiten innerhalb der islamischen Geistlichkeit: Folgeerscheinungen in einem zentral geleiteten Staat, dessen Spitze versagt. Besonders ungünstig hat sich dazu die Einseitigkeit des Herrenvolkes der Osmanen selbst ausgewirkt. Es war auf die Dauer unmöglich, die technische Weiterentwicklung allein von den hierfür besser begabten christlichen Untertanen zu erwarten. Das zeigt sich in der Entwicklung der Artillerie, die schon bei der Belagerung von Wien 1529 nicht mehr die eindeutige Überlegenheit besitzt. Das zeigt sich noch deutlicher in dem versuchten Aufbau einer Kriegsflotte. Die Türken sind als einstige Steppenbewohner kein Seefahrervolk. Die Offiziere und Matrosen werden von Griechen, Syrern und anderen Küstenbewohnern gestellt. Ein Menschenalter lang unter Suleiman dem Großen, scheint es, als sollte auch auf diesem Gebiete — ebenfalls durch Renegaten; berühmt ist der damalige türkische Seeheld Chaireddin Barbarossa, ein gebürtiger Grieche — ein den anderen Flotten ebenbürtiges Werk entstehen. Die Hoffnung wird im Jahre 1571 bei Lepanto zerschlagen, wo die verbündete Flotte der Spanier und Venezianer unter Don Juan d'Austria, Karls V. und der Barbara Blomberg hochbegabtem Sohn, den entscheidenden Sieg über die junge türkische Flotte erringt.

Es ist erstaunlich, mit welcher Zähigkeit der Osmanenstaat trotz dieser Schwierigkeiten und angesichts der gleichzeitig ständig

wachsenden Widerstandskraft der europäischen Völker seine überlegene Stellung behauptet. Er erlebt sogar in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine Restauration, die ihn noch einmal zur stärksten Bedrohung für das damalige Europa werden läßt. Die Restauration wird bemerkenswerterweise von der hohen Beamtenschaft, von den Vezieren, getragen, Renegaten, unter denen Moslems albanischer Abkunft, die sogenannten Arnauten, die entscheidende Rolle spielen. Die Familie der arnautischen Köprülü hat sich hier die bedeutendsten Verdienste um den Staat erworben. Die türkische Macht erreicht einen solchen Wiederaufstieg, daß die Insel Kreta den Venezianern entrisen wird und das türkische Heer abermals, im Jahre 1683, vor Wien steht. Seine Niederlage bedeutet den Beginn des endgültigen Abstiegs, vor allem den Verlust der militärischen Überlegenheit. Er ist historisch an den Namen des Prinzen Eugen von Savoyen geknüpft, der als junger Offizier in der Schlacht am Kahlenberg mitkämpft.

Das entscheidende Ereignis im Aufstieg des Osmanenreiches ist ohne Zweifel die Eroberung Konstantinopels und seine Erhebung zur Hauptstadt gewesen. Die einmalige Stadt am Bosphorus ist das Herz des Reiches geworden, wie sie es im byzantinischen Staat gewesen ist. Auch für Istanbul hat gegolten, was für das Konstantinopel der byzantinischen Kaiser Wahrheit war, daß nach Moltkes Ausspruch „ein Großherr Schlachten und Provinzen verlieren, aber einen Aufruhr in der Hauptstadt nicht vertragen kann“. Kennzeichnend ist, wie die großen inneren Entscheidungen hier fallen. 532 werden im Hippodrom die rebellierenden Massen des Nike-Aufstandes von den Truppen Belisars niedergemetzelt. Fast genau 1300 Jahre später, im Jahre 1826 schießen auf demselben Platze, dem inzwischen so genannten Atmeidan, dem Rosseplatz, regierungstreue Verbände Sultan Mahmuds II. die meuternden Janitscharen zusammen. In beiden Fällen entscheidet sich das Schicksal des Reiches für die Zukunft.

Die Eroberung Konstantinopels bedeutet für die Welt des Islams die Erfüllung eines lange gehegten Wunschtraumes. Schon Mohammed soll sie seinen begeisterten Scharen versprochen und vorausgesagt haben, ein Zeichen dafür, welchen Glanz die prunkvolle Residenz am Bosphorus nach dem Osten ausgestrahlt hat. Es ist lohnend, die Eroberung durch die Türken mit der des vierten Kreuzzuges zu vergleichen. Für die Franken ist Konstantinopel die wohl bewunderte, aber ebenso gehaßte Hauptstadt eines Ketzerreiches, für die Venezianer zudem der Mittelpunkt einer rivalisierenden Handelsmacht. So wird die Stadt

erobert und behandelt wie ein Kolonialgebiet, das zur Ausbeutung bestimmt ist; der vierte Kreuzzug ist im Grunde sinnlos: er zerschlägt ein altes, ehrwürdiges Reich, ohne die Kraft zu haben, ein anderes dafür aufzubauen. An die fränkisch-lateinische Zeit erinnert in Istanbul nur das kaum bekannte, zudem heute unzugängliche Grabmal des Dogen-Fanatikers Enrico Dandolo auf der Empore der Hagia Sophia, dazu in Venedig das geraubte Viergespann über dem Portal von San Marco. Für die Türken bedeutet die Eroberung Konstantinopels die Krönung der bisherigen und den Ausgangspunkt für die weitere Politik. Mit der Instinktsicherheit der großen Eroberer hat Mohammed II. die Stadt am Bosphorus genommen und die Hagia Sophia zum zentralen Gotteshaus seines Reiches bestimmt.

Istanbul hat den Aufstieg wie den Abstieg des Osmanenreiches miterlebt. Wie heute nach dem Kreml, hat die europäische Politik Jahrhunderte hindurch nach der „Hohen Pforte“ geblickt, und schließlich hat die Stadt am Bosphorus dank ihrer beherrschenden Lage dem Türkenstaat den Weiterbestand gesichert. In einer merkwürdigen Verquickung der politischen Verhältnisse ist der letzte und stärkste Feind der Türkei im Grunde ihr Erhalter geworden: das zaristische Rußland. Seine Politik zielt seit Peter dem Großen und Katharina II. auf die Eroberung der Meerengen und den damit verbundenen ungehinderten Zugang zum Mittelmeer. Da die Westmächte, vor allem England, aber auch Frankreich und der Habsburgerstaat, diese Eroberung um jeden Preis verhindern wollen, bleibt die Türkei erhalten, als Puffer zwischen den Bereichen der rivalisierenden Großmächte.

Im Wechsel seines Stadtbildes spiegelt Istanbul die wechselvolle Geschichte des türkischen Staates wieder. Es wird eine orientalische Stadt mit dem Sultanspalast, dem Serail, der mit den geschwungenen Dächern seiner Pavillons an die prunkvolle Zeltstadt der einstigen Steppenherren erinnert; eine mohammedanische Stadt mit seinen Prachtmoscheen, vor allem aus der „Augusteischen Zeit“ Sultan Suleimans des Prächtigen, der sich hier seinen Beinamen erworben hat; mit den nadelförmigen Minaretts und den islamischen Hochschulen, den Medressen, den Türben, Derwischklöstern und anderen kultischen Einrichtungen; eine echt orientalische Wohnstadt mit der Aufteilung der Stadtviertel für Türken, Griechen, Armenier, Juden, Europäer; mit den Verkaufsstädten der Basare, den malerischen Holzhäusern mit den vorspringenden Haremserkern hinter vergitterten Fenstern, mit den Kasernen der Janitscharen, den vielen Brunnen

und dem die Straßen und Brücken erfüllenden Menschengewimmel des Vielvölkerstaats.

Jahrhunderte hindurch bleibt Istanbul die herausragende Stadt des Islams, nachdem der Ruhm Bagdads, der Stadt von 1001 Nacht, verblaßt ist. Dann entscheidet sich, ob auch Istanbul zur Bedeutungslosigkeit absinken soll wie fast alle orientalischen Residenzen vor ihm.

Die Türkei sieht sich als zweiter Staat nach dem Rußland Peters d. Gr. vor der Aufgabe, die nach ihr Japan und fast alle asiatischen Staaten, heute die Völker Afrikas erfaßt: der Übernahme der geistigen, politischen, technischen und wirtschaftlichen Strömungen und Einrichtungen, wie sie seit der Neuzeit in ständig zunehmendem Maße vom westlichen Europa ausgehen. Die Auseinandersetzung mit ihnen gestaltet sich in der Türkei besonders lange und tiefgreifend, ist im Grunde heute noch nicht abgeschlossen. Sie ist verbunden mit der Auflösung des Gesamtstaates, da die beherrschten Völker im Zuge derselben Entwicklung ihre Freiheit erstreben und erkämpfen. Sie dringt bis in tiefste und empfindlichste menschliche Sphären, weil die Säkularisierung den durch die Gesetze des Korans bis ins Einzelne religiös ausgerichteten Lebensrhythmus berührt. Sie wird über Staat und Hauptstadt hinausgetragen; denn deren beherrschende Lage an den Meerengen veranlaßt die Großmächte immer wieder fördernd oder hemmend, einander eifersüchtig belauernd, jeden Schritt der türkischen Regierung zu überwachen. So ist in der Zeit der beginnenden Reformen das Schicksal des türkischen Staates enger noch als vorher mit seiner Hauptstadt verbunden.

Die Reformen nehmen hier ihren entscheidenden Anfang mit der schon erwähnten Niederwerfung der Janitscharen auf dem Atmeidan. In Istanbul arbeiten die europäischen Missionen, die zuerst von Sultan Mahmud II. herangezogen werden. Ihr berühmtester Vertreter wird Helmuth von Moltke, dessen meisterhaft klare Berichte über seine Tätigkeit bis heute den besten Einblick in die Schwierigkeiten der gestellten Aufgabe vermitteln. Die Stadt erlebt die an die zwiespältige Persönlichkeit Sultan Abdul Hamids II. geknüpfte Politik des Schwankens zwischen Reform und Rückschritt, die Zeit, die den Staat hart an den Rand des Zusammenbruchs führt und mit der Revolution der Jungtürken endet. Istanbul bildet in den Balkankriegen das heiß erstrebte, zu seinem Glück nicht erreichte Kriegsziel der feindlichen Heere. Es durchsteht im ersten Weltkrieg seine stärkste Bedrohung durch den Großangriff der Alliierten auf die Halbinsel Gallipoli. Im gemeinsamen Abwehrkampf der deut-



Istanbul, Platz des Hippodroms, des späteren Atmeidan

schen und türkischen Verbände erringt der damalige Oberst Kemal seinen ersten Ruhm, derselbe, der nach der Abschaffung des Sultanats als Atatürk zum Schöpfer des heutigen türkischen Nationalstaats werden soll.

Durch die damit verbundene Verlagerung des politischen Schwergewichts ins Landesinnere erfährt Istanbul seine „Entthronung“ zugunsten Ankaras. Aber dieselbe Zeit bringt der ewig jungen Stadt am Bosphorus, der neben Rom traditionsreichsten des Abendlandes, die endgültige Umwandlung zur modernen Weltstadt und damit neuen Aufstieg. Den Wandel des Stadtbildes haben schon die Reformsultane begonnen. Sie bauen neue Paläste im Stile europäischer Fürstenhöfe, so den Dolma Baksche-Palast am Bosphorus. Andere öffentliche Bauwerke entstehen nach westlicher Art; dann beginnt die Neugestaltung in vorher nicht gekanntem Umfang und Zeitmaß. Eine Universität und eine Technische Hochschule werden nach europäischem Muster gegründet und erbaut. Die alten Holzhäuser, stete Ursache unzähliger verheerender Großbrände, weichen neuzeitlichen Wohnblocks. Vielstöckige Hotelpaläste, moderne Krankenanstalten, prächtige Bankhäuser erheben sich wie in jeder westlichen Großstadt — — und doch behält die Stadt am Goldenen Horn das den Besucher immer wieder fesselnde Beiwerk des nahen Orients!

SERAILBAUTEN und SULTANE

Die erste Glanzzeit der türkisch-islamischen Geschichte Anatoliens, das Zeitalter der Seldschuken von Konya, hat uns neben Moscheen, Medressen und ähnlichen vor allem durch ihre prachtvollen Portale ausgezeichneten Bauten auch einiges von den Wohnstätten der Herrscher hinterlassen. Am bekanntesten und für den Türkei-Reisenden am leichtesten zu erreichen ist die Palastruine Sultan Alaeddin Keykubats I. (1219-1236) auf dem Alaeddin-Hügel seiner Hauptstadt Konya. Sie befindet sich neben der Moschee Sultan Alaeddins, wo auch das Grabmausoleum der Dynastie steht. Es handelt sich um ein großes Bauwerk aus Ziegeln und Bruchstein, das teilweise mit reichen Fliesen geschmückt war. Die sonstigen Palastbauten der Seldschukenzeit an verschiedenen Plätzen in Inneranatolien, die erst in den letzten Jahren näher erforscht worden sind, werden in aller Regel außerhalb des Reiseprogramms der meisten Türkei-besucher bleiben. Doch birgt das als Museum eingerichtete herrliche Bauwerk der Ince-Minare-Medresse, das sich ebenfalls zu Konya am Fuße des Alaeddin-Hügels findet, Fayencen vom Palast Sultan Alaeddin Keykubats I. zu Kubad-Abad am Westufer des Beyschehir-Sees. Mit ihren auch vor figürlichen Motiven keineswegs zurückscheuenden Darstellungen gehören diese Fayencen mit zu den wichtigsten Zeugnissen von der kulturellen und künstlerischen Blüte, die sich im 13. Jahrhundert n. Chr. auf dem Boden Anatoliens entfaltet hat.

Die älteste Hauptstadt der Osmanen, das im Jahre 1326 von Orhan eroberte Bursa im Nordwesten Kleinasiens, hat uns demgegenüber keine Palastanlage erhalten. Anders steht es hingegen bei der alten balkanischen Hauptstadt der Osmanen: Edirne. Auf einer am Nordrand dieser Stadt durch den Tundscha-Fluß gebildeten Insel findet sich eine Palastanlage; Sultan Murad II. (1421—1451) und Sultan Mehmed II. Fatih, der Eroberer von Konstantinopel, haben an ihr gebaut. Noch Jahrhunderte später, als längst die Stadt am Bosphorus zur Hauptstadt der Osmanen geworden war, haben einzelne Sultane wenigstens zeitweise hier gelebt und diesen Dschihannuma-Palast, den „Weltenschau-Palast“ weiter ausgestaltet. Etwa Sultan Mehmed IV. Avdschi, der „Jäger“ (1648—1687), der seiner Jagdleidenschaft mit Vorliebe auf dem Boden Thrakiens fröhnte, und die Sultane Mustafa II. (1695—1703) und Mustafa III. (1757—1774) gehörten zu den Freunden von

Edirne und des Palastes auf der Tundscha-Insel. Ähnlich wie beim „Top-Kapu-Serail“ zu Istanbul handelt es sich nicht um eine große Palastanlage im europäischen Sinne, sondern um eine Art besonderes Stadtviertel mit Toren, Kiosken, Moscheen, Bädern und sonstigen Einzelgebäuden. Wir kennen diese Baugruppe nicht nur aus den alten Schilderungen, von denen eine der besten Helmuth von Moltke nach seinem Besuch im Sommer 1837 verfaßt hat, sondern es gibt auch noch eine ganze Reihe alter Kupferstiche und sogar Photographien. Denn das Serail auf der Tundscha-Insel hat noch bis zum 17. Januar des Jahres 1878 im wesentlichen unversehrt bestanden, damals fiel es dem russisch-türkischen Krieg zum Opfer. Professor Dr. Franz Babinger hat in seinem Buch „Mehmed der Eroberer und seine Zeit“ einige aus der Zeit vor 1878 stammende Photographien veröffentlicht, die von überraschender Qualität sind und einen lebensvollen Eindruck von der alten Herrlichkeit geben. Heute sind nur noch einige stark zerstörte Ruinen zu sehen, die immerhin noch Zeugnis von der Weitläufigkeit der Anlage ablegen können. Am besten erhalten ist noch der sog. Adalet-Kule, der „Gerechtigkeits-Turm“.

Selbstverständlich ist es die Stadt Istanbul, in der die meisten Serail-Bauten der Sultane zu sehen sind. Doch darf man sich nicht täuschen lassen: Das halbe Dutzend prachtvoller Marmorpaläste an den Ufern des Bosporus stammt erst aus dem 19. Jahrhundert und ist alles andere als typisch für die alte Sultanszeit. Gesamtanlage und Baustil sind mehr europäisch als türkisch. Nur eine einzige Anlage ist ein echtes altes Osmanenwerk: Das Top-Kapu-Serail¹⁾ an der sog. Serailspitze, wo einst das alte griechische Byzanz lag. Auch von dieser Anlage ist nicht alles erhalten, so wurde beispielsweise der Sommerharem im Jahre 1862 durch einen Brand vernichtet. Andererseits sind auch hier noch im 19. Jahrhundert Zubauten im mehr europäischen als türkischen Stil erfolgt, etwa der Kiosk Abd-ül-Medschids aus der Zeit um 1840. Aber das Gesamtbild von Top-Kapu-Serail entspricht doch durchaus dem der alten Sultanszeit.

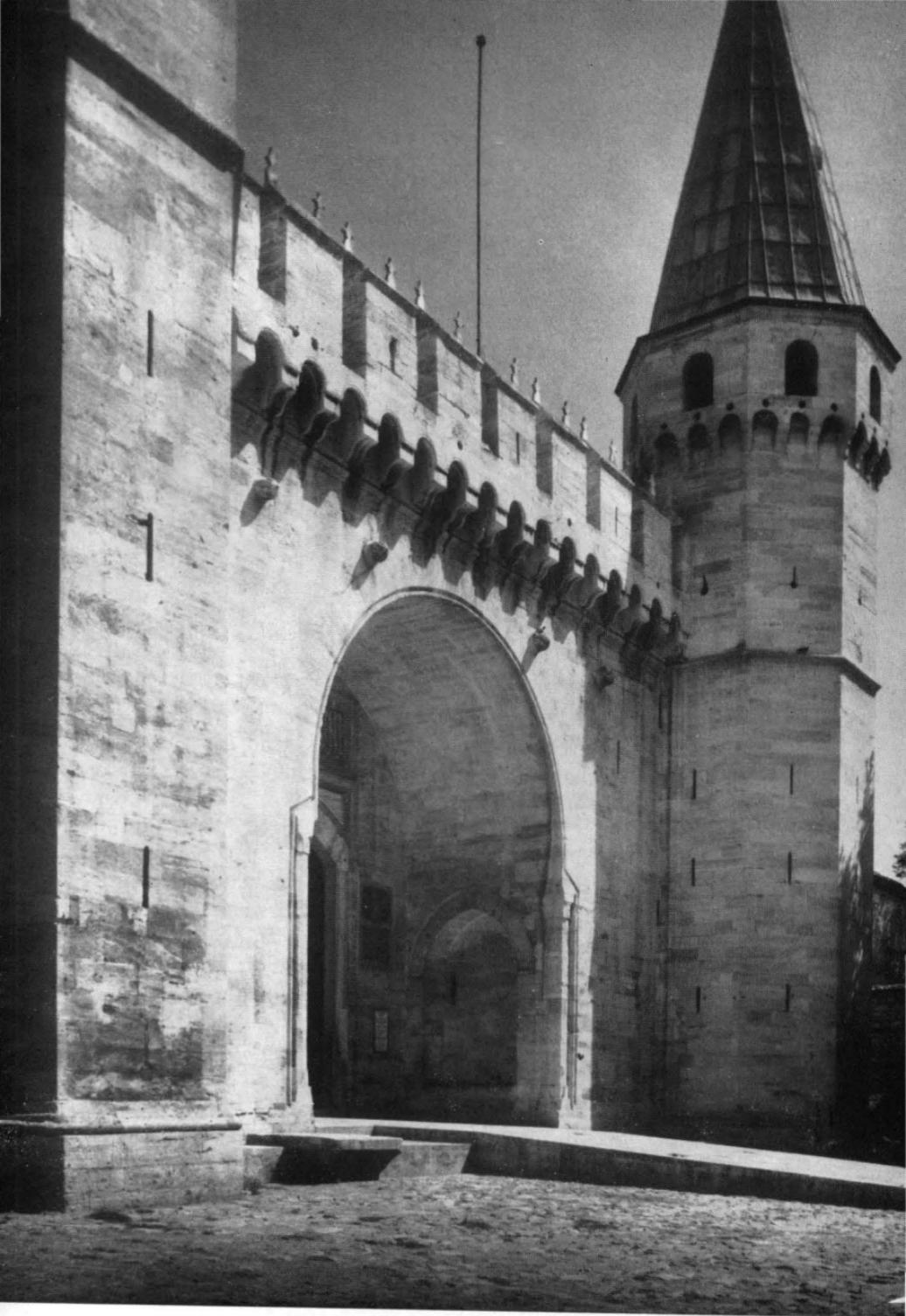
Eigenartigerweise ist Top-Kapu-Serail dem Türkeireisenden sowohl unter dem Namen „das alte Serail“ als auch unter dem Namen „das neue Serail“ geläufig. Tatsächlich sind beide Namen nicht ohne Berechtigung. Das älteste Serail auf dem Boden von Istanbul, schon in den Jahren gleich nach der Eroberung durch die Osmanen erbaut, lag nämlich an anderer Stelle,

¹⁾ Die korrekte türkische Schreibung Top-Kapu-Sarayı wird hier nicht verwendet, da der im türkischen ohne i-Punkt geschriebene dumpfe i-Laut dem deutschsprachigen Leser nicht geläufig ist.

dort wo seit 1870 die Bauten des Kriegsministeriums, der heutigen Universität, errichtet wurden. Im Hinblick auf dieses „Alte Serail“, von dem keine Spuren mehr zu sehen sind, erhielt das Top-Kapu-Serail den Namen „Neues Serail“. Als dann im 19. Jahrhundert die Sultane in die Marmorpaläste am Bosphorus umzogen, geriet das Top-Kapu-Serail seinerseits in die Rolle des „Alten Serails“. Im übrigen diente das jeweilige „Alte Serail“ auch dem gleichen Zweck: Hier wohnten die Frauen abgesetzter und verstorbener Sultane. Top-Kapu-Serail war noch zu Beginn unseres Jahrhunderts in dieser Rolle zu finden.

Top-Kapu-Serail ist in den Jahren seit 1465 von Mehmed II. Fatih begründet worden. Erhalten hat sich aus dieser Zeit vor allem der Tschinili-Köschk, der „Fayencen-Kiosk“, der heute zu einem Museum für aus der Zeit des Eroberersultans stammende Gegenstände umgewandelt worden ist. Auch die den ganzen Serail-Bezirk umgebende Mauer, die bis zum Eisenbahnbau im Jahre 1871 vollständig erhalten war, geht auf jene Zeit zurück. Aber erst Sultan Süleyman I. Kanuni (1520—1566) machte Top-Kapu-Serail zur eigentlichen Sultansresidenz. Obwohl bis ins 19. Jahrhundert hinein ein Sultan nach dem anderen Zu- und Umbauten vornehmen ließ, auch durch Brände zerstörte Teile der Anlage neugestaltete, hat doch das Zeitalter Süleyman Kanunis, des Gesetzgeber-Sultans, den Charakter von Top-Kapu-Serail entscheidend bestimmt.

Im Grunde genommen war und blieb Top-Kapu-Serail zwar ein besonderes Stadtviertel von Istanbul, aber ein zu den übrigen Stadtvierteln durchaus hinzupassendes. Die Wohnhäuser der türkischen Bevölkerung waren aus Holz gebaute, in der Regel zweistöckige Einfamilienhäuser, zwischen denen enge winklige Gassen lagen. Vielstöckige Mietskasernen, wie sie etwa dem Konstantinopel Justinians nicht fremd gewesen waren, gab es nicht. Genausowenig weist aber Top-Kapu-Serail irgendwelche monumentale mehrstöckige Fassaden auf, wie sie die noch erhaltenen Überreste der byzantinischen Paläste — etwa der sog. Justinianspalast am Marmarameer oder das sog. Tekfur-Serail an der großen Landmauer — erkennen lassen. Charakteristisch für Top-Kapu-Serail ist vielmehr das System von Höfen, Gärten und verschiedensten Einzelgebäuden, von denen nicht ein einziges als Monumentalbau bezeichnet werden kann. Selbst der Arz-Odasi, der Thron- und Audienz-Saal der Osmanen, gehörte zwar im 16. Jahrhundert dem mächtigsten Herrscher der damaligen Welt, als Bauwerk muß er aber als durchaus bescheiden bezeichnet werden.



Top Kapu Serail - Inneres Tor

Es wäre verlockend, jetzt einen Rundgang durch die Höfe und Tore, die Stallungen, Küchen, Waffen- und Schatzkammern von Top-Kapu-Serail zu unternehmen, den Audienzsaal des Großwesirs, den Thronsaal, die Bibliotheken, Palastmoscheen, Kioske und schließlich das Labyrinth der zahllosen kleinen Zimmer und Korridore des Winterharems zu besuchen. Seit das Top-Kapu-Serail zu einem Museum, einem der reichhaltigsten und interessantesten Museen der Welt übrigens, geworden ist, gehört ein solcher Besuch ja tatsächlich zu jeder Reise an den Bosphorus. In Gedanken wollen wir jetzt aber eine kleine Begegnung suchen mit einigen unter den Bauherrn, die dieses Top-Kapu-Serail gestalten ließen: Den Sultanen aus dem Hause Osman.

Süleyman Kanuni (1520—1566), der Top-Kapu-Serail zur Residenz des Reiches machte, hätten wir freilich oft genug nicht dort angetroffen. Auch wenn er nicht seine Heere ins Feld führte, befand er sich mehr als einmal auf Inspektionsreisen hier und dort in seinem weiten Reich. Es wäre uns dann ähnlich ergangen, wie es im Jahre 1555 dem Gesandten Ferdinands I., Ogier Ghiselin Busbeck, ergangen ist, der nach langem Warten dem Sultan schließlich bis ins inneranatolische Amasya nachreisen mußte. Wie seit Ende des 15. Jahrhunderts bei allen Audienzen der Sultane üblich, wurde der Gesandte, von zwei Kämmerern an den Armen gehalten, vor den Sultan geführt, hielt seinen Vortrag, ohne jedoch von Süleyman eine andere Antwort zu erhalten als ein beiläufiges „güzel, güzel“ — „schön, schön“. Erst Sultan Mahmud II. hat Anfang des 19. Jahrhunderts diese äußeren Formen der Audienz, denen sich bis dahin die Gesandten auch der mächtigsten europäischen Staaten unterwerfen mußten, abgeschafft. — Für Sultan Süleyman bedeutete das Top-Kapu-Serail immer nur einen zeitweiligen Aufenthaltsort, so wie alle seine Vorfahren stellte er seine eigene Person rückhaltlos unter die Idee der Herrschaft des Hauses Osman. Und doch spielte sich zu Lebzeiten dieses als Staatsmann, Gesetzgeber und Bauherrn gleich verdienten hochbefähigten Sultans die große Tragödie ab, die zum Unheil erst der Dynastie und dann des Reiches werden sollte: Den Intrigen der schließlich zur alleinigen Gemahlin Süleymans aufgestiegenen Sultansfrau Churrem, der Roxolana der Europäer, fiel der aus einer früheren Verbindung Süleymans entsprossene Thronfolger Mustafa zum Opfer (1553). Als schließlich auch zwischen den Söhnen Süleymans und Churrems ein tödlicher Zwiespalt aufbrach, der dem ähnlich wie Mustafa gut begabten Prinzen Bajesid das Leben kostete, war das Un-

heil vollkommen. Mit Selim II., dem Säufer auf dem Sultans-
thron (1566—1574), begann die Zeit, in der das Serail der
häufigste oder sogar nahezu ausschließliche Aufenthaltsort der
Sultane wurde.

So wurde Top-Kapu-Serail in einem neuen, aber wenig glück-
lichen Sinne zum Zentrum des Reiches. War Süleymans Sohn
und Nachfolger Selim II. haltlos dem Wein ergeben, so erlag
sein Enkel, der Epileptiker Murad III. (1574—1595), nicht
minder haltlos den Versuchungen des Harems. Gleichzeitig war
die Zeit gekommen, in der ehrgeizige Frauen, einst Serail-
sklavinnen, dann Favoritinnen und schließlich Sultansmütter,
an Stelle ihrer Gatten und Söhne über die Staatsangelegen-
heiten entschieden und vor allem die Personalpolitik bestimm-
ten. Der Tiefstand war erreicht, als 1617 und wieder 1622 bis
1623 mit Mustafa I. ein Schwachsinniger auf dem Thron der
Osmanen saß, und als der in den Jahren 1617 bis 1622 re-
gierende junge Sultan Osman II. von meuternden Janitscharen
erst abgesetzt und anderthalb Wochen später umgebracht wor-
den war.

Es erscheint beinahe wie ein Wunder, daß das Osmanische
Reich nach jenen Ereignissen noch volle drei Jahrhunderte
weiter bestanden hat. Zwar war der Nachfolger des umge-
brachten Osman II. und des schwachsinnigen Mustafa I., Sul-
tan Murad IV. (1623—1640), noch einmal ein Soldat, sogar
ein erfolgreicher Soldat, auf dem Thron der Osmanen. Doch
war dieser blutrünstige Tyrann kein Staatsmann, der das Reich
einer Gesundung entgegenführen konnte. Sein Bruder und
Nachfolger, Sultan Ibrahim (1640-1648), war es noch weniger;
versank er wiederum ganz im Haremsleben, so interessierte
sich sein Sohn und Nachfolger Mehmed IV. (1648—1687) fast
ausschließlich für seine mit Riesenaufwand durchgeführten Jag-
den. Nicht von diesen Sultanen konnte demnach ein Wieder-
aufschwung des Reiches ausgehen. Einen solchen leitete viel-
mehr der Mann ein, der im September 1656 das Amt des
Großwesirs antrat: Mehmed Köprülü Pascha. Er und sein Sohn
Ahmed, der nach ihm fünfzehn Jahre lang das gleiche Amt
bekleidete, wurden noch einmal zu Erneuerern der Osmanen-
macht.

Sind mit Top-Kapu-Serail aus der Zeit der Generationen, die
dem großen Süleyman Kanuni folgten, überwiegend düstere
Erinnerungen verbunden, so ändert sich das Bild doch nicht
unbeträchtlich seit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert.
Gewiß hat es damals unter den Bewohnern dieser Stadt inner-
halb der Stadt Istanbul nicht weniger Intrigen als zuvor und

manche persönliche Tragödie gegeben. Doch das Gesamtbild ist zweifellos lichter, als es etwa unter dem Säufer Selim II. und seinen nächsten Nachfolgern oder unter dem blutdürstigen Murad IV. gewesen war. Könnten wir uns zum Beispiel in die Zeit Sultan Ahmeds III. (1703—1730) versetzen, würden wir prunkvolle Gartenfeste miterleben, dazu einen persönlich sympathischen, liebenswürdigen Fürsten, der sich vor allem für Musik und Dichtkunst, Tulpen und bunte Vögel interessierte. Nicht nur Top-Kapu-Serail, sondern auch verschiedene Gartenpaläste am Goldenen Horn waren Schauplatz solcher Feste. Einer dieser längst zerstörten Gartenpaläste hieß Saadabad, und der Dichter Ahmed Nedim läßt die Stimmung der dortigen Feste anklingen*:

*„Komm, laß uns Freude schenken diesem Herz, das keine hat,
laß uns gehn, Zypressenschlanke, laß uns gehn nach Saadabad.
Sieh, sechsrudrig ist der Kayik, der bereit dem Steg sich naht,
laß uns gehn, Zypressenschlanke, laß uns gehn nach Saadabad.
Laß uns lachen, laß uns spielen, diese Welt genießen schnell,
laß uns trinken himmlisch Wasser aus dem neugefaßten Quell!“*

Eine Revolte kostete 1730 Ahmed III. den Thron, und die Stätten jenes liebenswürdig-verspielten Luxus fielen der Wut des Pöbels zum Opfer. Doch auch der neue Sultan, Mahmud I. (1730—1754), der Freund der Bücher und des Schachspiels, war eine sympathisch berührende Gestalt. Bezeichnend für ihn ist die Art, wie er seinen Tod fand: Trotz schwerer Krankheit ließ er sich aufs Pferd setzen, um zum Freitagsgebet in die Moschee zu reiten; er verstarb auf dem Rückweg ins Top-Kapu-Serail. Auch Sultan Mustafa III. (1757—1774), der Bewunderer Friedrichs des Großen, und sein Nachfolger Abd-ül-Hamid I. (1774—1789) waren zwar genau so wenig wie Ahmed III. und Mahmud I. bedeutende Staatsmänner, aber persönlich entsprachen sie ebenfalls weit mehr dem Bilde des großmütigen Bassa Selim der Mozart-Oper als der Klischeevorstellung des orientalischen Despoten. Weit seltener als zuvor kam es unter diesen Sultanen des 18. Jahrhunderts vor, daß der Scharfrichter im Palastbezirk seines Amtes waltete; früher war es eine häufige Szene gewesen, daß die Hinrichtung eines in Ungnade gefallenen Paschas gleich beim Ausgang aus dem Mittelhof von Top-Kapu-Serail erfolgte. Der sog. Hängersbrunnen vor dem Orta-Kapu, dem Mitteltor, wo heute der Museumsbesucher seine Eintrittskarte löst, war der bevorzugte

* (Nach Herbert Duda, Vom Kalifat zur Republik, Wien 1948. S. 85 f.)



Alter Serail — Arz Adazi, Audienzkiosk des Sultans

Schauplatz für solche Hinrichtungen. Für die Humanität dieses Zeitalters spricht auch die Haltung der meisten Sultane ihren Vettern und Neffen gegenüber. Waren die möglichen Rivalen des regierenden Sultans im 17. Jahrhundert in strenger Abgeschiedenheit im sogenannten „Prinzenkäfig“ des inneren Serails aufgewachsen, so gönnten jetzt verschiedene Herrscher den Prinzen wenigstens innerhalb des Palastbezirkes größere Bewegungsfreiheit.

Doch dann sollte wieder die Zeit kommen, in der Top-Kapu-Serail abermals der Schauplatz tragischer Gewalttaten war. Vor allem die großen Niederlagen des Osmanenreiches im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts gegen Rußland lösten Reformbestrebungen aus, die sich an europäischen Vorbildern orientierten. Diese Bestrebungen bedeuteten wieder Auseinandersetzungen zwischen Reformern und reformfeindlichen Kräften. Sultan Selim III. (1789—1807), der erste bedeutende Reformsultan, fiel einem Janitscharenaufstand zum Opfer. Er wurde abgesetzt und ein Jahr später umgebracht. Die runde Porphyryplatte vor dem Thronsaal bezeichnet die Stelle, auf der die Mörder Selims Leiche ausstellten. Anhänger des ermordeten Selims stürzten ihrerseits dessen Nachfolger Mustafa IV. (1807—1808) und setzten den jungen Mahmud II. auf den Thron (1808—1839). Auch sein Leben hatte am seidenen Faden gehangen, wollte doch Sultan Mustafa durch Beseitigung seines einzigen noch lebenden Rivalen seinen wankenden Thron retten. Nur der Treue einiger Diener, die ihn in den entscheidenden Stunden im Serail versteckten, verdankte der junge Mahmud sein Leben. Er wurde der Herrscher, mit dem trotz aller Fehlschläge und Mißerfolge im einzelnen der Aufstieg der neuen Türkei ihren Anfang nahm.

Begreiflich genug, daß Mahmud II. Top-Kapu-Serail, mit dem für ihn so düstere Erinnerungen verbunden waren, verlassen wollte. Er zog an den Bosphorus. Schon früher hatte es dort Sommerplätze gegeben, Holzbauten inmitten von Gartenanlagen, ähnlich den Palästen am Goldenen Horn. Beschreibungen und alte Abbildungen können uns noch eine recht gute Vorstellung von ihnen vermitteln.³⁾ Bisher aber hatte der ständige Wohnsitz der Sultane innerhalb des eigentlich türkischen Istanbuls zwischen Marmarameer und Goldenem Horn gelegen. Es ist symbolisch, daß Sultan Mahmud II. seinen Wohnsitz in die Nähe des internationalen Frankenviertels von Pera ver-

³⁾ Näheres siehe bei Klaus Tuchelt, Uferpaläste osmanischer Zeit am Bosphorus, Türkei-Sondernummer des Instituts für Auslandsbeziehungen, Stuttgart, 1962, S. 170-178, mit wertvollen Abbild. aus der Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts.

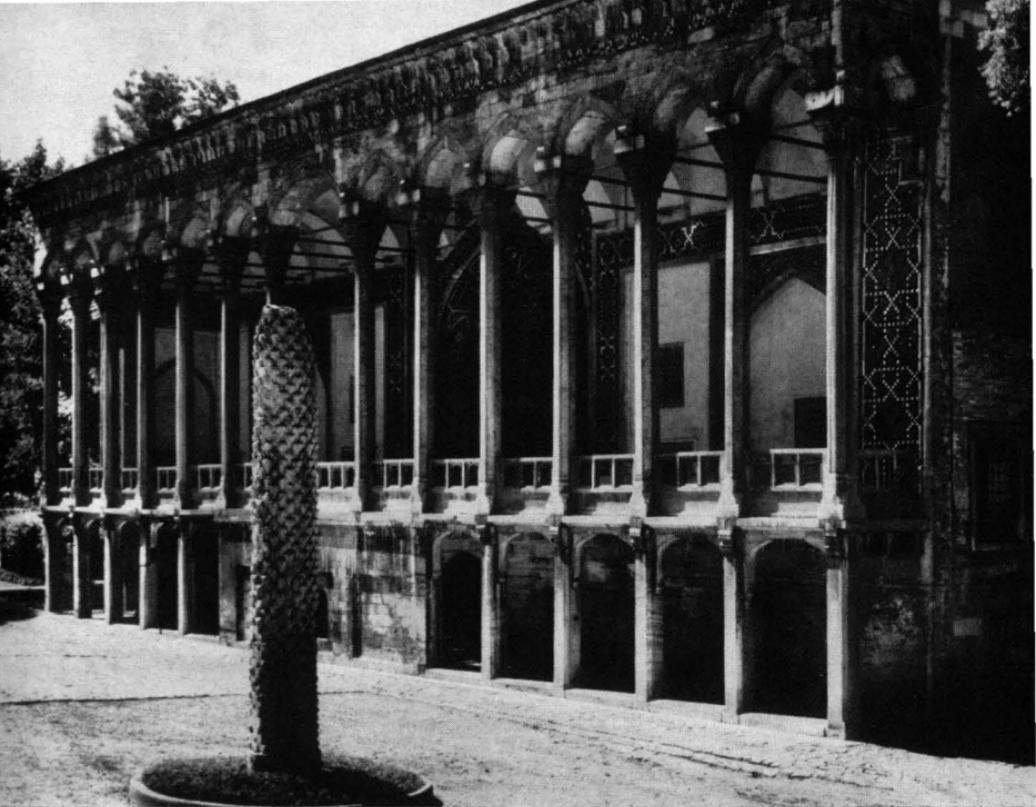


Mohammed der Eroberer (Malerei des 18. Jahrh.)

legte, wo vor allem die Gesandtschaften der europäischen Mächte den Ton angaben. Wie Sultan Mahmud II. und sein Hofstaat in Kleidung und Mobiliar sich mehr und mehr von den alten türkischen Sitten abwandten, so hielten jetzt Monumentalfassaden im klassizistisch-europäischen Stil mit Säulen und Freitreppen am Bosphorus Einzug.

Doch nicht nur die alttürkischen Gartenkioske am Bosphorus sind heute längst nicht mehr zu sehen, sondern auch die Bauten Mahmuds II. sind nicht mehr vorhanden. Lediglich der kleine Palast an den „Süßen Wassern von Asien“ unweit von Anadolu Hisar, ursprünglich ein Bau des 18. Jahrhunderts, aber von einer Gemahlin des Sultans Mahmud II. fast völlig neuerbaut, ist erhalten geblieben. Die Paläste am europäischen Ufer des Bosphorus, in denen Mahmud II. selbst residierte, der Palast von Beschiktasch und der von Mahmud II. neuerbaute Palast von Tschiragan, mußten vielmehr bald nach dem Tode dieses Sultans den protzigen Riesenbauten weichen, die noch heute dort das Landschaftsbild beherrschen.

Die von den Söhnen und Nachfolgern Mahmuds II., den Sultanen Abd-ül-Medschid (1839—1861) und Abd-ül-Asis (1861—1875) großteils aus Marmor erbauten Paläste von Dolmaabahtsche und Tschiragan mit ihren hunderte von Metern langen Seefronten, dazu der kleinere, aber womöglich noch luxuriösere Palast von Beylerbey am asiatischen Ufer, sind ihrerseits Zeugnisse der fortschreitenden Europäisierung der Türkei. Aber sie zeugen von der oft zu wenig beachteten Schattenseite dieser Europäisierung. Was sie bezeugen, ist der Verlust des alten osmanischen Stilgefühls, der keineswegs durch die sichere Beherrschung neuer Formen der Baukunst ausgeglichen wurde. Hinter den überladenen Fassaden und dem ebenso überladenen Interieur in ihrem halb europäischen, halb orientalischen Mischstil steht der Drang, fremde Vorbilder zu imitieren und sie gleichzeitig durch ungeheuren Luxus und materiellen Aufwand zu übertreffen. Sie zeugen von innerer Unsicherheit. Schließlich sollte nicht übersehen werden, daß die Bauherrn dieser Paläste ihr Repräsentationsbedürfnis zum guten Teil mit Hilfe der immer größeren Anleihen befriedigten, die das Osmanische Reich seit 1854 von westeuropäischen Kapitalgebern erhielt. Es besteht ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den Marmorpalästen am Bosphorus und dem Staatsbankrott des Osmanischen Reiches im Jahre 1875, von dem sich das Sultansreich bis an sein Ende niemals wieder richtig erholen konnte. Im übrigen möchte der Verfasser dieser Zeilen nicht verschweigen, daß ihn der Anblick dieser Bosphoruspaläste (von denen nebenbei bemerkt Tschiragan seit einem großen Brand im Jahre 1910 nur in den Außenmauern erhalten ist) stets von neuem an einen anderen, nur dem äußeren Anschein nach verschiedenen Vorgang erinnert, der sich ein Jahrhundert später abgespielt hat: Die überhastete Aufbau- und Modernisierungspolitik der unseligen Ara Adnan Menderes, die ebenfalls sach-



Alter Serail - Cinili-Kiosk

lich oft unsinnige, aber äußerlich repräsentative Projekte mit Hilfe großer Auslandsanleihen vorangetrieben hat, mit Folgen, an denen die Türkei und die Türken noch lange zu tragen haben werden. Wie gesagt, dem äußeren Anschein nach handelte es sich um ganz andere Dinge als jene Marmorpaläste, hintergründig betrachtet liegt jedoch eine verblüffende Parallele vor.

Zurück zu den Palästen des 19. Jahrhunderts am Bosphorus. Eine Anlage ist hier noch zu erwähnen, die in der Hauptsache der letzte Sultan der Osmanen gestalten ließ, der tatsächlich noch ein Herrscher war: Abd-ül-Hamid II. (1876—1909). Dieser Palast liegt nicht an den Ufern des Bosphorus, sondern ein wenig abseits vom Wasser auf einer Anhöhe oberhalb von Beschiktasch. Sein Name ist Yildiz-Palast, der „Sternen-Palast“. Nicht nur seine Lage stellt ihn in Gegensatz zu Dolmaabahtsche oder Tschiragan. Auch in seiner Grundkonzeption unterscheidet er sich beträchtlich von jenen Anlagen. Es handelt sich hier nämlich nicht um einen protzig-prunkvollen Monumentalbau, vielmehr kehrt Yildiz-Palast in gewissem Sinne zur Idee älterer türkischer Serails zurück. Yildiz besteht aus einer

ganzen Anzahl einzelner Kiosk-Bauten inmitten eines großen von einer Mauer umschlossenen Parks. Wenn auch die Einzelbauten gewiß nicht als Werke der alten osmanischen Baukunst bezeichnet werden können — diese war zu jener Zeit bereits endgültig tot — so erinnert die Grundkonzeption doch eher an Top-Kapu-Serail als an Dolmabahtsche oder Tschiragan. Auch das ist kein Zufall. Sah doch Abd-ül-Hamid II. anders als seine Vorgänger das Heil nicht in der Nachahmung Europas. Seine leitende Idee wurzelte vielmehr tief in der Tradition des Orients: Im Panislamismus, im festen Zusammenhalt aller Muslims ohne Unterschied der Sprache oder der Nationalität erblickte Abd-ül-Hamid II. einen Weg. Er ist damit gescheitert. Manches, was an abfälliger Kritik über diesen Sultan gesagt und geschrieben wurde und auch heute noch wird, ist zweifellos berechtigt, anderes aber ebenso zweifellos tendenziöse Übertreibung. Vor allem aber mag man die von Abd-ül-Hamid II. vertretene übernational-panislamische Richtung trotz ihres praktischen Mißerfolges höher bewerten, als das in der Regel geschieht, faßt man den schließlich überall im Orient zum Durchbruch gekommenen hektischen Nationalismus ins Auge und legt sich Rechenschaft ab über die oft verheerenden Folgen, die er überall im Südosten angerichtet hat und weiterhin anrichtet. Künstlerisch ist Yildiz-Serail gewiß nicht von besonderer Bedeutung, aber es berichtet heute noch von einem Sultan, der den Versuch machte, auf der Grundlage des Islams dem nationalistischen Prinzip die Spitze zu bieten, das den Orient — wie der Verfasser meint, nicht zu seinem Vorteil — schließlich erobert hat.

Mit voller Absicht wurden in diesen Zeilen die Serail-Bauten in den Vordergrund gestellt, die der heutige Besucher der Türkei noch sehen kann. Denn gerade die unmittelbare Begegnung mit diesen Palästen kann in besonderem Maße dazu verhelfen, ein Stück Geschichte nachzuerleben. Ein solches Nacherleben der Geschichte ist vielleicht der Hauptgewinn einer Reise, die ein Land und eine Stadt mit einer solchen Vergangenheit wie die Türkei und Istanbul zum Ziel hat. Unter den Sultanen aus dem Haus der Osmanen, die jene Paläste einst erbauten und bewohnten, gab es Persönlichkeiten, die kraftvoll das Schicksal von Ländern und Menschen in drei Erdteilen mitbestimmten, und es gab Gestalten, die nicht viel mehr waren als ein Schatten. Sie alle aber haben ihren Platz in der Weltgeschichte, aus der sie nicht fortzudenken sind.

Prof. Dr. Kurt Erdmann

DIE MOSCHEEN ISTANBULS



Hagia Sophia

Die Ansicht ist verbreitet, daß die großen Moscheen Istanbuls ihre Entstehung dem Vorbild der Hagia Sophia verdanken. Der Gedanke liegt nahe. Auf der einen Seite ist die Hagia Sophia zweifellos der bedeutendste Kuppelbau der christlichen Baukunst, und sie wurde unmittelbar nach der Eroberung

Konstantinopels zur Moschee gemacht. Sie ist also praktisch die älteste osmanische Moschee Istanbuls. Auf der anderen Seite ist die Kuppelmoschee an keinem Ort des osmanischen Reichs zu so vielfältigen und monumentalen Formen entwickelt worden wie in Istanbul. Zwischen diesen beiden Tatsachen eine kausale Verbindung anzunehmen, scheint nicht nur naheliegend, es erscheint zwingend.

Diese Verbindung besteht auch, nur ist sie nicht so einfach, wie die *communis opinio* möchte. Es ist falsch, daß die osmanische Baukunst zur „Kuppelbaukunst par excellence“ wurde, weil sie an einem entscheidenden Punkt ihrer Entwicklung, nämlich im Jahre 1453, der Hagia Sophia begegnete. Richtig ist, daß die osmanische Baukunst, weil sie schon vor 1453 ausgesprochene Kuppelbaukunst war und auf diesem Gebiet bereits Bedeutendes geleistet hatte, befähigt war, die Größe der Hagia Sophia zu erkennen und den Mut aufzubringen, was keine der nachjustinianischen Kirchen Konstantinopels gewagt hatte, ihr nachzueifern.

Nachzueifern... damit schleicht sich bereits ein neues Fehlurteil ein. Die Hagia Sophia war für den kaiserlichen Hof bestimmt. Im Grunde ist sie eine Hofkapelle von grandiosen Ausmaßen. Der Kuppelraum war dem Kaiser vorbehalten. Die Kaiserin nahm in der Loge an der Rückseite des Raumes am Gottesdienst teil. Die Höflinge standen in den Seitenschiffen. Ein größerer Gegensatz zur Moschee ist nicht denkbar. Eine Moschee ist ausschließlich Raum des gemeinsamen Gebetes der versammelten Gemeinde. Mag sich der Herrscher auch aus Gründen der Sicherheit in einer Loge isolieren, beim Gebet ist auch er, denn vor Allah sind alle Menschen gleich, nur einer der Gläubigen, die gemeinsam und in fest vorgeschriebenen Gesten Gott ihre Verehrung darbringen. Die Moschee braucht daher einen einheitlichen Raum. Die Zerlegung in einen Hauptraum und gegen diesen scharf isolierte Nebenräume, wie sie, dem byzantinischen Zeremoniell entsprechend, die Hagia Sophia zeigt, ist für ihre Zwecke ungeeignet. Die Aufgabe, vor der die osmanischen Baumeister durch die Hagia Sophia gestellt wurden, war also nicht nur, eine Kuppel von so gewaltigen Ausmaßen (die Kuppel der Hagia Sophia hat eine Spannweite von 31 m und eine Höhe von 55 m) zu erreichen, sie mußten die basilikalen Elemente der Kirche überwinden und einen Einheitsraum schaffen, der außerdem die, wenn auch nur schwache, Tiefenrichtung der Hagia Sophia (77 zu 71 m) in eine Breitenrichtung veränderte. Dieser Prozeß, der 1575 mit



der Selimije Moschee in Edirne seinen Abschluß findet, ist eines der spannendsten Kapitel der Weltarchitekturgeschichte. Um ihn zu verstehen, müssen wir zurückblenden.

Die normale Moschee vorosmanischer Zeit ist ein flach gedeckter Breitbau, bei dem allenfalls vor der Gebetsnische (dem Mihrab) in der Mitte der nach Mekka orientierten Wand (der Qibla) eine Kuppel errichtet wird. Daneben entwickelt sich in Anatolien, wohl im Anschluß an Kirchenbauten, im 12. und 13. Jahrhundert ein dreischiffiger Längsbau, den wir aber hier beiseitelassen können, da er in osmanischer Zeit aufgegeben wird. Die Osmanen, die erst verhältnismäßig spät nach Anatolien kamen, wurden von den rumseldschukischen Herrschern in Konya in den Nordwesten des Landes abgeschoben, der damals noch in byzantinischen Händen war. Von ihrer Grenzmark im Raum von Eskisehir aus drangen sie langsam nach Westen vor, eroberten 1326 Brussa, 1330 Iznik und legten so den Grundstein zu einem eigenen Reich. Das erste Zentrum dieses osmanischen Reiches lag also in einem Gebiet, das bis dahin byzantinisch gewesen war. Zweifellos hängt damit zusammen, daß der osmanische Moscheebau von der Kuppel ausgeht. Hinzu kommt das Auftreten einer bisher unbekanntenen Bauform, der Vorhalle, die schon bei den ersten osmanischen Moscheen auftritt und nie wieder aufgegeben wird. Wenn diese Vorhalle auch bald eigene Formen annimmt, kann doch kein Zweifel

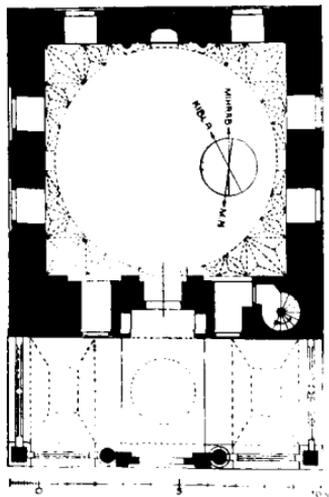


Abb. 1
Iznik, Mahmut Celeki
Cami (1442)

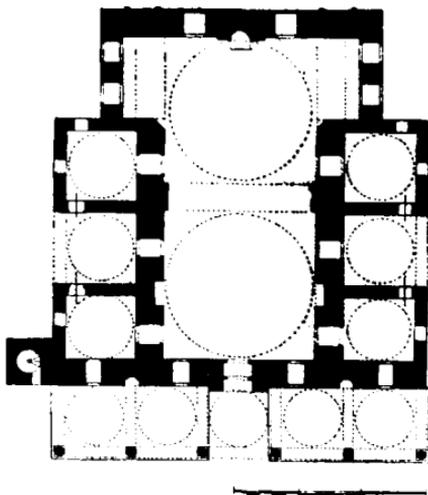


Abb. 2
Afiun Kara Hisar. Sedik Ahi
Pascha Imaret (1472)

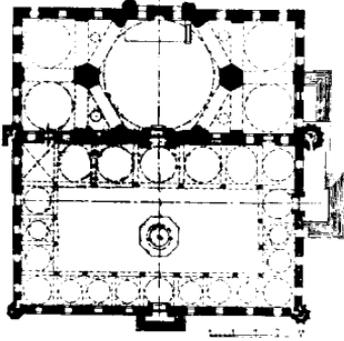


Abb. 3 Edirne, Üc Serefli Cami
(1447)

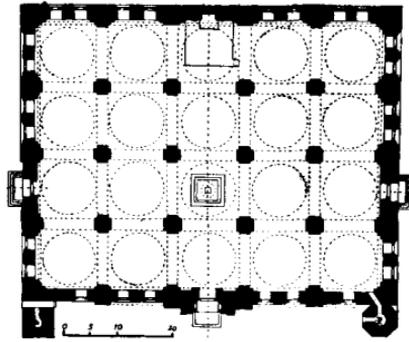


Abb. 4 Brussa, Ulu Cami (1400)

bestehen, daß sie vom Narthex byzantinischer Kirchen abstammt. So wird man auch die Bevorzugung der Kuppel in der osmanischen Baukunst mit Anregungen aus dieser Richtung in Verbindung bringen dürfen, obwohl die Bauten außer der Tatsache, daß sie Kuppeln verwenden, mit byzantinischen Kirchen kaum Gemeinsames haben.

Der einfache Typ ist ein Einkuppelbau mit einer Vorhalle. (Bei diesem gibt es, was die Kunstgeschichte bisher kaum beachtet hat, vereinzelt Bauten, bei denen die Spannweite der Kuppel größer ist als ihre Höhe. Der Raumeindruck ist sehr eigenartig, mehr der eines Rundzeltes, und man muß sich fragen, ob nicht auch Einflüsse aus dieser Richtung bei der Entwicklung des osmanischen Kuppelbaus eine Rolle gespielt haben können.) Wenn eine zweite Kuppel hinzugefügt wird, geschieht das in der Richtung der Qibla, d. h. die erste Kuppel wird zum Vorraum, während die zweite die Gebetsnische aufnimmt. Beide Typen, Einkuppel- und Zweikuppelmoschee, können mit symmetrisch angeordneten, ebenfalls überkuppelten, seitlichen Nebenräumen kombiniert werden, die aber im allgemeinen gegen den Hauptraum abgeschlossen sind und nicht dem gemeinsamen Gebet, sondern eigenen Zwecken als Unterkunftsräume für Gäste der Moschee, Koranschule u. a. dienen (Abb. 2). Nur bei einem Typ, der erstmalig mit der Üç Serefli Moschee in Edirne (Abb. 3) auftritt und rasch weite Verbreitung findet, ist die große Mittelkuppel seitlich von je zwei kleineren Kuppeln begleitet, die zum Hauptraum offen sind und mit ihm eine Einheit bilden. Endlich gibt es noch, besonders für große Moscheen wie etwa der aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden Ulu Cami in Brussa

(Abb. 4) Anlagen mit vielen Kuppeln gleicher Größe, die man als Vielkuppelmoscheen bezeichnen kann.

Die osmanische Baukunst verfügt also, als 1453 mit der Eroberung Konstantinopels die Hagia Sophia in ihren Gesichtskreis tritt, über eine Vielzahl von Moscheentypen, die alle Kuppelbauten sind.

Betrachten wir nun ihre ersten Bauten in Istanbul. Die Mahmud Pascha Moschee von 1463 ist eine Zweikuppelmoschee mit gegen den Hauptraum abgeschlossenen seitlichen Nebenräumen. Die Murad Pascha Moschee von 1471 folgt demselben Typ. Die Rum Mehmed Pascha Moschee von 1471 ist eine Einkuppelmoschee mit abgeschlossenen seitlichen Nebenräumen, bei der an die Hauptkuppel eine Halbkuppel, in der der Mihrab liegt, angefügt ist (Abb. 5). Darin könnte man eine Entlehnung von christlichen Bauten sehen. Das wird auch der Fall sein, kommt aber schon 1429 bei der Beylerbey Imaret Moschee in Edirne und 1441 bei der Yesil Imaret Moschee in Tire vor, war also vor der Eroberung Konstantinopels bekannt. Die Daud Pascha Moschee von 1485 ist eine Einkuppelmoschee mit abgeschlossenen Seitenräumen und einer ausspringenden Mihrabnische. Die Firuz Aga Moschee von 1491 ist eine Einkuppelmoschee ohne Nebenräume. Die aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Zindjirli Kuyu Moschee ist eine Vielkuppelmoschee mit sechs Kuppeln. Die Atik Ali Pascha Moschee von 1496 (Abb. 6) endlich ist eine Fünfkuppelmoschee vom Üç Serefli Typ mit ausspringender Halbkuppel über dem Mihrabraum.

Alle in den ersten 50 Jahren nach der Eroberung in Istanbul gebauten Moscheen zeigen also Formen, die schon vorher bekannt waren und die man als autochthon osmanisch bezeichnen muß. Ein Einfluß der Hagia Sophia ist nirgends festzustellen. In dieser Liste fehlt allerdings der bedeutendste Bau, die von Mehmet dem Eroberer in den Jahren 1463—69 erbaute Fatih Moschee. Der heutige Bau ist ein Neubau aus dem Jahre 1771 und folgt einem Grundrißschema, das seit dem 17. Jahrhundert beliebt war. Der ursprüngliche Bau läßt sich an Hand alter Stadtansichten und mit Hilfe der Selim Moschee in Konya, die ihn offenbar wiederholt, mit einiger Sicherheit rekonstruieren (Abb. 7). Er war eine Fünfkuppelmoschee vom Üç Serefli Typ mit angefügter Halbkuppel für die Gebetsnische. So weit entspricht er, wenn auch in viel größerem Maßstab, der Atik Ali Pascha Moschee, nur daß der Mihrabraum nicht ausspringt, sondern von je einer kleineren Seitenkuppel

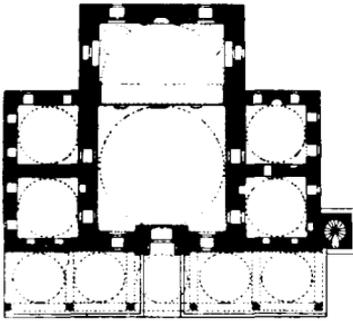


Abb. 5 Istanbul, Rüm Mehmed Pascha Cami (1471)

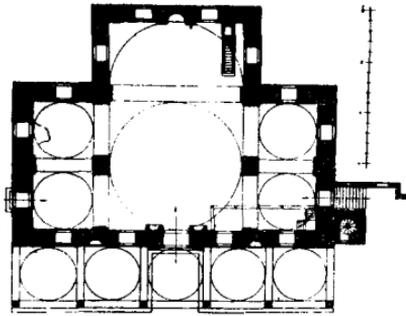


Abb. 6 Istanbul, Atik Ali Pascha Cami (1496)

flankiert wird, so daß die Qiblawand gerade abschließt. Darin könnte man einen Einfluß der Hagia Sophia sehen. Zwingend ist das allerdings nicht.

Der erste Bau, bei dem die Auseinandersetzung mit der Hagia Sophia deutlich wird, ist die Moschee Sultan Bayazids II. vom Jahre 1501. Dieser Sultan, der von 1481—1512 regierte, hat uns drei große Moscheen hinterlassen. Die schönste und eigenwilligste Lösung bringt der 1486 entstandene Bau in Amasya (Abb. 8), eine Zweikuppelmoschee mit je drei seitlichen kleineren Kuppeln, also eine Erweiterung des Üç Serefli Typs, ähnlich wie bei der Fatih Moschee, nur daß an die Stelle der dortigen Halbkuppel eine Vollkuppel getreten ist. Sein zweiter 1500 vollendeter Bau in Edirne (Abb.9) ist eine Einkuppel-

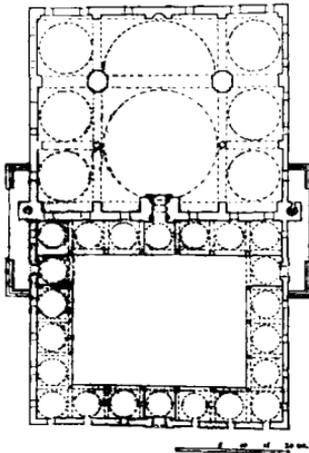


Abb. 7 Istanbul, Fatih Cami (1463/69) (Rekonstr.)

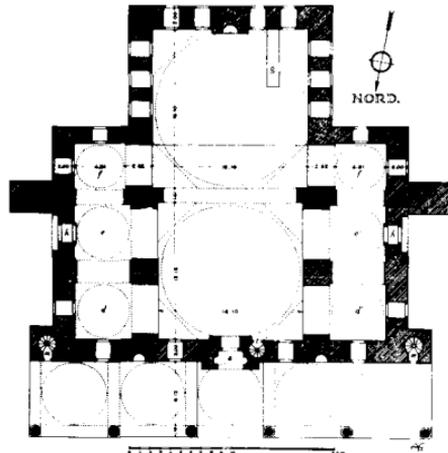


Abb. 8 Amasya, Moschee Sultan Bayazids II. (1486)

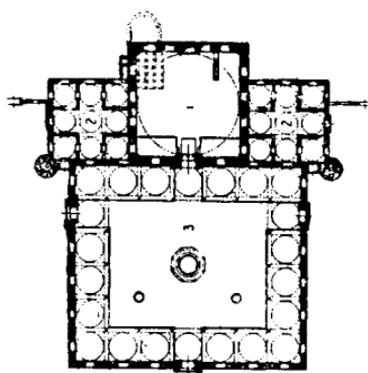


Abb. 9 Edirne, Moschee Sultan Bayazids II. (1500)

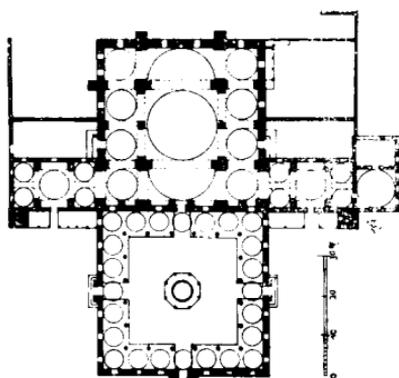


Abb. 10 Istanbul, Moschee Sultan Bayazids II. (1501)

moschee mit abgeschlossenen Seitenräumen, also in gewissem Sinne ein archaisierender Typ. Bei der dritten Moschee, eben der in Istanbul (Abb. 10), behält man die Seitenräume von Edirne bei, der Hauptraum legt der großen Mittelkuppel in der Tiefenrichtung je eine Halbkuppel vor und ordnet auf jeder Längsseite vier kleinere Kuppeln an. Natürlich könnte man das von der Fatih Moschee erklären als gegenständige Wiederholung des dortigen Mihrabtraktes, aber die Ähnlichkeit des sich ergebenden Grundrisses mit dem der Hagia Sophia ist so groß, daß man ihren Einfluß nicht wird ausschalten können. Die Auseinandersetzung der osmanischen Baukunst mit der Hagia Sophia beginnt also erst rund 50 Jahre nach der Eroberung. Das Ergebnis ist nicht befriedigend. Das Innere wirkt düster, die Dreischiffigkeit spricht stark mit und verhindert eine einheitliche Raumwirkung, besonders die Eckkuppeln sind ohne jede Verbindung mit der Hauptkuppel.

In den beiden nächsten Jahrzehnten ist die Bautätigkeit in Istanbul schwach. Erst 1522 kommt es zu einem bedeutenden Bau, der Moschee Sultan Selims I. Mit ihm betritt der Mann die Bühne, der die weitere Entwicklung bestimmen sollte: Sinan. Sein erster Bau ist noch ganz konventionell. Die Moschee Selims ist eine Einkuppelmoschee mit abgeschlossenen seitlichen Nebenräumen, ganz in der Art der Bayazid Moschee in Edirne. Auch die nächsten Bauten Sinans gehen auf das Problem, das in der Istanbuler Moschee dieses Sultans angeschlagen worden war, noch nicht ein. Erst 1548 legt er in der Schehzade Moschee (Abb. 11), die er selber als sein „Lehrlingsstück“ bezeichnet hat, eine neue Lösung vor, indem er die zentrale Kuppel auf allen vier Seiten mit Halbkuppeln umgibt.

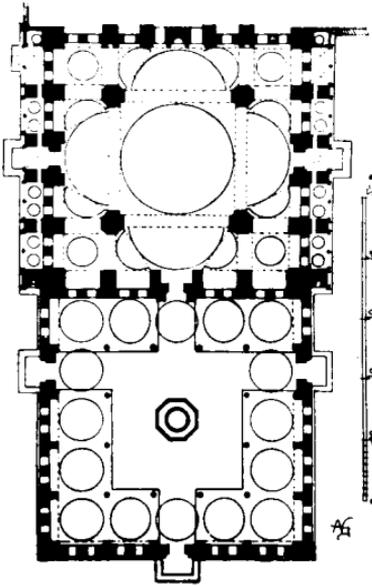


Abb. 11 Istanbul, Moschee
Schehzade (1548)

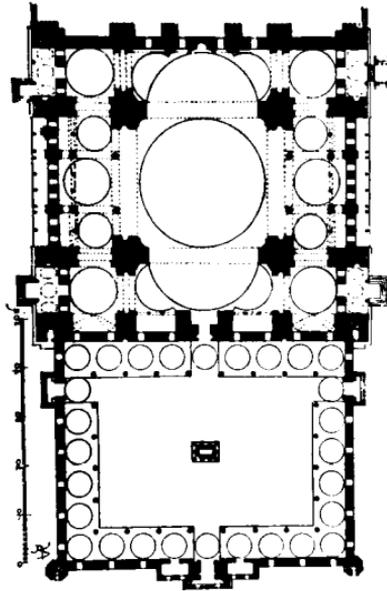


Abb. 12 Istanbul, Moschee Sultan
Suleimans (1558)

Dadurch entsteht ein großer lichtdurchfluteter Einheitsraum, aus dem aber die vier Eckkuppeln nach wie vor ausgeschaltet sind. Die Lösung ist noch nicht endgültig, aber in ihrer Leichtigkeit so ansprechend, daß man sie gern dem Genie Sinans zuschreiben möchte. Sie kommt aber schon bei der 1521/22 datierten Fatih Pascha Moschee in Diyarbakir vor. In Istanbul hat sie Anklang gefunden. Sowohl die Moschee Sultan Ahmeds von 1616, die Yeni Valide Moschee von 1663 und der Neubau der Fatih Moschee von 1771 greifen sie wieder auf. Sinan hat sie nicht befriedigt. Unmittelbar nach der Vollendung der Schehzade Moschee beginnt er mit dem Bau seines „Gesellenstücks“, der Moschee Sultan Suleimans des Prächtigen (Abb. 12). In dem Bestreben, die Schwächen der Bayazid Moschee zu überwinden, greift er direkt auf das Vorbild der Hagia Sophia zurück. Die Halbkuppeln werden durch kleinere, diagonal gestellte Halbkuppeln bis in die Ecken des mittleren Raumes vorgetrieben, die Zahl der Seitenkuppeln wird auf je fünf erhöht, ihre Anordnung stärker rhythmisiert, die Gruppe der drei mittleren enger mit der Hauptkuppel, deren Spannweite auf 26,5 m vergrößert ist, verbunden. Nur das Problem der Eckkuppeln bleibt ungelöst. Es läßt sich auch nicht lösen, so lange man am Vierpfeilersystem festhält. In einer Reihe von

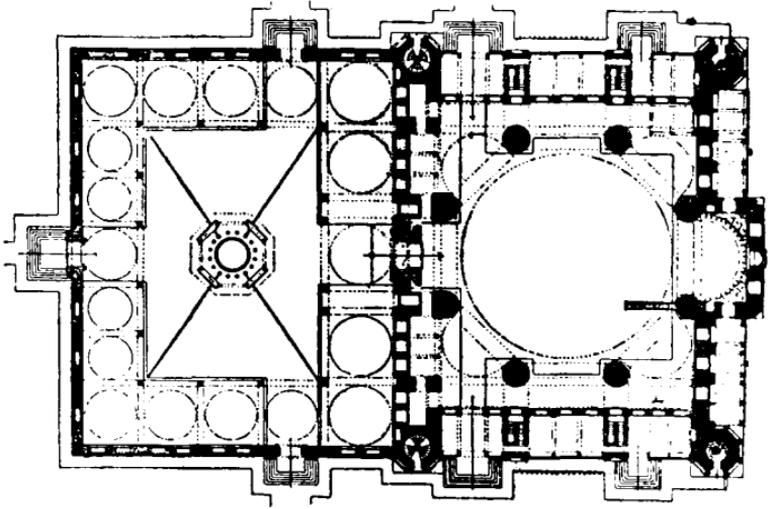


Abb 3 Edirne, Moschee Sultan Selims II. (1575)

kleineren Bauten experimentiert Sinan in den nächsten Jahren mit den Möglichkeiten, die Kuppel auf sechs oder acht Stützen aufrufen zu lassen. Die Vollendung dieser Bemühungen bringt 1575 sein „Meisterstück“ die Moschee Sultan Selims II. in Edirne (Abb. 13). Die Kuppel, die die Maße der Hagia Sophia erreicht hat, ruht auf acht Pfeilern, die Halbkuppeln sind diagonal gestellt, die Eckkuppeln verschwunden, der Raum hat Breitformat, und das Problem, eine Kuppel dieser Größe zu verstreben, ist so genial gelöst, daß das Auge kaum noch auf eine Mauerfläche stößt.

„Ich habe dich übertroffen, Salomo!“ soll Justinian ausgerufen haben, als er die Hagia Sophia einweihte. „Ich habe dich erreicht, Justinian!“ hätte Sinan ausrufen können, als er den Bau der Selimije abschloß. Aber nicht das ist das Wesentliche, daß er die Maße der Hagia Sophia erreichte. Das Wesentliche ist, daß er ihr in diesem Bau ein Gegenstück an die Seite gestellt hat. Die Selimije ist, so könnte man sagen, die höchste Vollendung der Kuppelmoschee, so wie die Hagia Sophia die höchste Vollendung der Kuppelkirche ist.

DEUTSCHE IN ISTANBUL

Die Stadt Istanbul pflegt für mindestens neun von zehn Türkei-Reisenden der Ort zu sein, an dem die erste nachhaltige Begegnung mit der Türkei und den Türken erfolgt. Am eindrucksvollsten ist die Ankunft in Istanbul entschieden, wenn man auf dem Seeweg kommt: Nach der Fahrt durch die Dardanellen und das Marmarameer zeigt sich die Stadt mit ihren Kuppeln und Minaretten schon aus der Ferne von ihrer schönsten Seite. Nicht ganz so schön ist die erste Begegnung mit Istanbul, wenn man mit der Eisenbahn oder dem Flugzeug kommt. In beiden Fällen geht es von Yeschilköy aus auf der Schiene bzw. im Flughafen-Autobus auf der Straße durch die Vorstädte, die sich außerhalb der alten Landmauern angesiedelt haben. Und hier bietet Istanbul ein weniger vorteilhaftes erstes Bild als vom Marmarameer aus. Sei es aber, wie es sei, fast immer beginnt eine Türkeireise in Istanbul, zumal das sehenswerte Edirne mit seinen prachtvollen Moscheen erstaunlicherweise nur bei einer Minderzahl von Türkeiebesuchern die Beachtung erhält, die es ohne Frage verdient. So ist Istanbul in der Praxis eben das Einfallstor, hinter dem das weite Land Anatolien liegt, die Türkei. Gleichzeitig ist die Stadt ein Höhepunkt jeder Türkeireise, mag sich diese auch noch so tief ins Landesinnere ausdehnen.

Höhepunkt jeder Türkeireise war die Stadt am Bosphorus auch schon in früheren Zeiten. Einfallstor ist sie damals jedoch nicht gewesen. Am wenigsten für die Reisenden, die einen geradezu als klassisch zu bezeichnenden Reiseweg wählten: die Fahrt auf der Donau. Stellvertretend für viele andere frühere Türkei-reisende seien Helmuth von Moltke (1837) und Jakob Philipp Fallmerayer (1840) genannt. Für sie begann die Türkei am Eisernen Tor des Donauflusses. Noch heute sind auf der Donauinsel Ada-Kale das Minarett der Moschee und die Reste der Mauern der alten Grenzstation des Sultansreiches zu sehen, wo lange Zeit für den Reisenden die Türkei begann. Reisehandbücher noch aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts empfehlen den Donaudampfer, die kurze Bahnfahrt nach Warna oder Constanza und dann die Fahrt über das Schwarze Meer als die zwar nicht schnellste, aber doch vorteilhafteste Verbindung von Mitteleuropa nach der Türkei.

Selbstverständlich standen in früheren Zeiten Reisen in die Türkei fast ausschließlich im Dienste praktischer Zwecke. Doch sind selbst regelrechte Touristenreisen an den Bosphorus, reine Vergnügungsreisen, älter, als man vielleicht annehmen möchte.

Eine solche Reise, die dank ihres literarischen Niederschlags Berühmtheit erlangte, liegt in wenigen Monaten genau hundert Jahre zurück: Im Frühjahr 1864 weilte eine Schiffsreisegesellschaft am Bosphorus, zu der der berühmte Mecklenburger Schriftsteller Fritz Reuter gehörte. Reisen, die wir als Bildungs- und Studienreisen auffassen können, gab es schon in weit früherer Zeit, das heißt schon im 16. Jahrhundert.

Fassen wir das Thema „Begegnungen von Deutschen mit der Stadt am Bosphorus“ jedoch im allgemeineren Sinne auf, so müssen wir noch viel weiter zurückgreifen: Mindestens in das Jahr 1204, das große Unglücksjahr Konstantinopels, des kaiserlichen Byzanz. Unter den Scharen des vierten Kreuzzugs, denen Venedigs Doge Enrico Dandolo im Dienste des Wirtschaftsimperialis mus der Markusrepublik den Weg an den Bosphorus gewiesen hatte, befanden sich nicht nur Franzosen, Flamen usw., sondern auch Deutsche in nicht geringer Zahl. Für sie alle bedeutete das eroberte Konstantinopel mit seiner Schönheit und seinen Reichtümern nichts anderes als einen Ort, an dem man ungestraft den schlimmsten Instinkten fröhnen konnte. Der Bericht des Augenzeugen Niketas Choniates¹⁾ läßt mit erschütternder Deutlichkeit erkennen, wie es dabei zuging. Einzelne Deutsche befanden sich übrigens auch bei jenem anderen Heer, das zweieinhalb Jahrhunderte später zum zweiten Mal das kaiserliche Konstantinopel erstürmte. Mehmed der Eroberer hatte die Bedeutung der Artilleriewaffe klar erkannt und es verstanden, europäische Stückmeister zu gewinnen. Stückmeister Urban aus Ungarn, der dem Sultan ein Riesengeschütz gegossen hatte und mit ihm das Tor des Heiligen Romanos unter schweres Feuer nahm, war vermutlich ein Siebenbürger Sachse, und bestimmt gab es im Heere des Sultans noch andere deutsche Artilleriespezialisten. Umgekehrt wird z. B. ein Deutscher namens Johannes auf Seiten der Verteidiger erwähnt, der sich als Mineur besonders auszeichnete. Bei diesen Deutschen im Dienste des Sultans und des Kaisers von Byzanz handelte es sich um Landsknechtsnaturen, für die Konstantinopel lediglich ein Platz war, an dem sie ihr Handwerk mit Vorteil ausüben konnten. Mit dem Krieg hing auch eine andere, allerdings unfreiwillige Form der Begegnung zwischen Deutschen und der Stadt am Bosphorus zusammen. Hans Dernschwam, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Istanbul weilte, berichtet von den zahlreichen deutschen Kriegsgefangenen, die er dort vorfand, und von denen ein Teil zum Islam übergetreten war; verschiedene seiner Landsleute, die er aus der Gefangenschaft freikaufte, nennt er mit Namen.

Mit dem Namen Hans Dernschwam ist ein Mann genannt wor-

den, der nun weder als beutelüsterer Kreuzfahrer, noch als waffenkundiger Landsknecht, noch als verschleppter Kriegsgefangener an den Bosphorus kam. Wir begegnen jetzt der Reihe der Botschaftsreisen, die vom Habsburger Reich ausgingen. Im Gefolge dieser Botschafter befanden sich öfters auch gelehrte Männer, deren Reise den Charakter einer Bildungsreise trug. Der Leiter der Gesandtschaft, der sich Hans Dernschwam 1553 auf eigene Kosten anschloß, wurde der berühmte Ogier Ghiselin Busbeck, ein gebürtiger Fläme, der bis 1562 als Gesandter Ferdinands I. im Osmanenreiche weilte. Die vier Briefe, die Busbeck in lateinischer Sprache niederschrieb, gehören zu den wertvollsten und inhaltsreichsten Schilderungen, die wir aus dem Reiche des großen Sultans Süleyman Kanuni, des „Gesetzgebers“, besitzen.²⁾ Sie schildern uns seine weiten Reisen durch die europäische und die asiatische Türkei, besonders das damalige Istanbul und das Leben seiner einheimischen Bewohner wie das eines europäischen Fremdlings von Rang inmitten einer völlig andersartigen Umgebung, nicht zuletzt aber die Persönlichkeit des Sultans und die Männer seines Gefolges. Es ist eine Schilderung, die bei aller Distanz von einer gewissen Hochachtung der Welt des Osmanentums gegenüber zeugt.

Während Busbeck der schweren Aufgabe nachging, seinen Staat und dessen Interessen der Sultansmacht gegenüber diplomatisch zu vertreten, konnte der Humanist Dernschwam seinen Studien nachgehen. Zu den wichtigsten Früchten dieser Studien gehörte die Wiederentdeckung des sog. Monumentum Ancyranum, des Rechenschaftsberichtes des Kaisers Augustus. Er findet sich an den Wänden des heute noch gut erhaltenen Tempels, neben den die Türken des 15. Jahrhunderts die Moschee des Hadschi Bayram stellten, heute noch die schönste und wichtigste Moschee der Stadt Ankara. Dernschwams 1889 auf dem Schlosse Babenhäusen wiederentdecktes Tagebuch, dessen Wert vor allem Professor Dr. Franz Babinger erkannte, ist von nicht geringerer Bedeutung als die Briefe Busbecks.³⁾

Weiter muß aber auch ein anderer Deutscher genannt werden, der zum Gefolge Busbecks gehörte und sich dreieinhalb Jahre zu Istanbul aufhielt: Melchior Lorichs, auch Lorich oder Lorch genannt. Er war ein gebürtiger Flensburger und hatte zu Lübeck die Goldschmiedekunst erlernt. Ihm verdanken wir eine ganze Serie bildlicher Darstellungen aus dem Istanbul Sultan Süleymans. Besonders eindrucksvoll ist der Vergleich zwischen Lorichs Darstellung der großen Moschee Sultan Süleymans, die Baumeister Sinan gerade zur Zeit der Anwesenheit Busbecks und Lorichs in Istanbul vollendet hatte, und dem bekanntlich heute

noch wohlerhaltenen Bauwerk selbst. Er spricht für Lorichs genaue Beobachtung und treue Wiedergabe. Unter den Menschen, die Lorichs abgebildet hat, findet sich auch der Gesetzgebersultan selbst, den der Künstler oft gesehen hat. In den Jahren 1570 bis 1583 hat Lorichs an der Fertigstellung seiner Serie von Holzschnitten und Kupferstichen gearbeitet und sie dann 1574 zu Antwerpen herausgegeben.⁴⁾ Seine Werke müssen als die ersten guten Bilder betrachtet werden, die ein europäischer Reisender aus dem Osmanenreich mitgebracht hat.

Mit Männern wie Hans Dernschwam und Melchior Lorichs ist die lange Reihe der deutschen Reisenden eröffnet, die als Gelehrte oder als Künstler den Weg nach Istanbul fanden. Erwähnen wir wenigstens kurz die Reise des Hans Joachim Breuning von Buchenbach, die ihn 1579 nach Istanbul, Ägypten und Palästina führte, und die er in einem 1612 zu Regensburg herausgegebenen Reisewerk beschrieb. Nennen wir weiter den Gesandtschaftsprediger Salomon Schweigger und seine 1608 zu Nürnberg herausgegebene „Reissbeschreibung aus Teutschland nach Constantinopel“, die in den Jahren 1609, 1613 und 1664 Neuauflagen erlebte.⁵⁾ Ersterer repräsentiert den Typus des Bildungsreisenden, der nicht im Auftrag einer Obrigkeit unterwegs war, letzterer versah zwar ein Amt am Bosphorus, benutzte aber seinen Aufenthalt gleichzeitig zu einem Studium des Landes der Osmanen und seiner Menschen.

Machen wir nun einen Sprung aus der Zeit des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts in die Zeit des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Auch hier begegnet uns mehr als einmal eine Persönlichkeit, deren Aufenthalt am Bosphorus zwar einer diplomatischen Mission entsprang, aber dennoch einer Studien- und Bildungsreise nahekam. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang unter den preußischen Gesandten bei der Hohen Pforte, deren Reihe in den Jahren 1756 bis 1765 Karl Adolf von Rexin (eigentlich Gottfried Fabian Haude) eröffnet hatte, der Gesandte Heinrich Friedrich von Diez (1784 bis 1791), der Übersetzer der von Resmi Ahmed Efendi verfaßten Geschichte des osmanisch/russischen Krieges von 1768 bis 1774. Hierzu sei am Rande vermerkt, daß dieser Resmi Ahmed Efendi 1763 als erster Gesandter des Osmanenreiches in Berlin weilte, wo ihn Friedrich der Große persönlich empfing. Ähnlich wie mancher europäische Diplomat zu Istanbul ist umgekehrt Resmi Ahmed Efendi mit einer auch mehrfach ins Deutsche übertragenen Beschreibung seiner Berliner Gesandtschaftsreise als Schriftsteller hervorgetreten. Nun aber zurück zu den Deutschen in der Türkei. Hervorgehoben sei Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall.



Sultan Ahmed Cami (Blaue Moschee)

Auch dieser junge Grazer kam 1802 im diplomatischen Dienst nach Istanbul, nachdem er schon als Dolmetscher und Sekretär den Feldzug der Engländer gegen das französische Heer in Ägypten mitgemacht hatte. Dennoch überwog in ihm der Bildungsreisende. Das verraten seine Werke, vor allem die 1815 zu Wien erschienene „Des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung“ und seine spätere vielbändige „Geschichte des osmanischen Reiches“.

Weit unmittelbarere Produkte ihrer Reisen sind aber noch die Werke zweier Männer, die 1837 und 1840 in die Türkei gekommen sind. Von ihnen muß etwas ausführlicher die Rede sein, gehören sie doch zu den bedeutendsten Persönlichkeiten, die jemals Deutschland zu einer Türkeireise verließen. Dabei kamen sie aus ganz verschiedenen Kreisen und reisten zu ganz unterschiedlichen Zwecken: Helmuth von Moltke, der Offizier, brach auf, um Sultan Mahmud II. bei der Reorganisation der türkischen Armee zu helfen. Jakob Philipp Fallmerayer, der politisch interessierte Historiker und Mitarbeiter der Augsburger Allgemeinen Zeitung, machte sich auf den Weg, um die Gegend mit eigenen Augen zu sehen, der er fast anderthalb Jahrzehnte zuvor ein allein auf der Auswertung schriftlicher Quellen beruhendes Werk gewidmet hatte, seine 1827 erschienene „Geschichte des Kaisertums Trapezunt“. Beiden Männern, die übrigens beide ihre Reise mit der Fahrt donauabwärts begannen, ist gemeinsam, daß sie kein in sich geschlossenes großes Reise-
werk veröffentlichten, daß aber das, was sie hinterlassen haben, zu dem Wertvollsten gehört, was deutsche Türkeireisende jemals beobachtet und niedergeschrieben haben. Von Helmuth von Moltke stammen die „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839“⁶⁾, von Jakob Philipp Fallmerayer die „Fragmente aus dem Orient“.⁷⁾

Helmuth von Moltke war nicht der erste europäische und auch nicht der erste preußisch/deutsche Militärinstrukteur des Sultansreiches. Schon über hundert Jahre früher war zum Beispiel der Franzose Claude Alexandre Graf von Bonneval, als Muslim Humbaradschi Ahmed Pascha genannt, an den Bosphorus gekommen und hatte sich dort um das Artillerie- und Mineur-Wesen verdient gemacht (seit 1729). 1789 war mit dem Obersten von Goetze zum ersten Male ein preußischer Instruktionsoffizier ins Osmanenreich berufen worden. Dennoch beginnt mit von Moltke ein neuer Abschnitt der türkischen Heeresgeschichte. Trotz des äußeren Mißerfolges, der Niederlage der türkischen Armee gegen die Truppen Mehmed Alis von Ägypten bei Nisib am 24. Juni 1839, einer durch Mißachtung der Moltkeschen Rat-

schläge durch den türkischen Oberbefehlshaber mitverschuldeten Niederlage, bedeutet das Zeitalter Moltkes den Beginn des Wiederaufstiegs der türkischen Armee. Trotz mancher Rückschläge ist aus der damals gelegten Wurzel die moderne schlagkräftige Armee der Türkei des 20. Jahrhunderts erwachsen. Wie um die Reorganisation der Armee bekümmerte sich von Moltke auch um das Festungswesen, zum Beispiel um die Festungen an den Dardanellen. Doch war von Moltkes Tätigkeit in der Türkei noch weit vielseitiger und ging erheblich über das rein militärische Gebiet hinaus. Hervorragend sind etwa von Moltkes Leistungen als Kartograph von Istanbul und Umgebung. Aber auch zum Beispiel in architektonischen Fragen ließ Sultan Mahmud II. von Moltkes Rat einholen, obwohl dieser in seiner sprichwörtlich gewordenen Bescheidenheit betonte, daß er von solchen Dingen nichts verstünde.

Das Wertvollste, das von Moltke geleistet hat, war etwas nach außen hin Unsichtbares: Die Anbahnung eines gegenseitigen inneren Verständnisses zwischen der deutschen und der türkischen Welt, das bis dahin erst sehr schwach entwickelt war. Von Moltkes Briefe sind nicht nur wegen ihrer Schilderungen militärischer Dinge und geographischer Gegebenheiten so interessant, sondern vor allem wegen ihrer mit feinfühligem Verständnis geschriebenen Absätze über das Leben der verschiedenen Gruppen der Bevölkerung des Osmanenreiches, die Probleme des Neben- und Miteinanders so vieler unterschiedlicher Sprachen, Religionen und Konfessionen. Ein Meisterstück ist die Charakterisierung des alten Chosrew-Paschas, des Seraskers (Kriegsministers) Mahmuds II., noch mehr aber sein Nachruf auf Sultan Mahmud II., den er am 1. September 1839 am Grabe des kurz zuvor verstorbenen Reformersultans niederschrieb. Von Moltkes Worte sind eine Totenehrung, die eine bleibende Auszeichnung für den Verstorbenen wie für den Verfasser des Nachrufs bedeuten.

Kein Jahr nach von Moltkes Rückkehr nach Deutschland, am 8. Juli 1840, reiste der zweite große deutsche Türkeireisende jener Zeit von Regensburg ab: Jakob Philipp Fallmerayer. Es war nicht seine erste Orientreise, im Gefolge des Grafen Ostermann-Tolstoi war Fallmerayer vielmehr schon in den Jahren 1831 bis 1834 durch Ägypten, Nubien, Palästina, Syrien, Griechenland gereist und auch schon in Istanbul gewesen. Weit wichtiger und ertragreicher wurde aber Fallmerayers zweite Orientreise, zu der er 1840 aufbrach, und deren Ergebnis die berühmten „Fragmente aus dem Orient“ werden sollten. Noch eine dritte Reise war Fallmerayer beschieden: In den Jahren 1847

und 1848 war er noch einmal im türkischen Orient. Im Herbst 1847 kam es auch zu der persönlichen Vorstellung Fallmerayers bei Sultan Abd-ül-Medschid, dem Sohn und Nachfolger Mahmuds II. Fallmerayers Bericht „Das Diplomategastmahl auf Haider-Pascha“ ist eine treffliche Schilderung der Atmosphäre, die damals am Sultanshof und in der Welt der Diplomaten am Bosphorus herrschte. Wenn auch Fallmerayers wissenschaftliche Theorien sich als teilweise überspitzt herausgestellt haben, im Kern sind sie zweifellos richtig. Vor allem bedeuteten sie seinerzeit ein notwendiges Gegengewicht gegen die gerade in Deutschland herrschende humanistische Griechenschwärmerei, die oft mit erstaunlicher Blindheit an den Realitäten vorbeiging, welche die gegenüber dem klassischen Altertum damals so gering geachtete Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit in den Ländern rund um das Ostmittelmeer und die Ägäis geschaffen hatte. Von tiefer Einsicht in weltgeschichtliche Zusammenhänge zeugen auch Fallmerayers Auffassungen, die er von der Zukunft des russischen Reiches einerseits, der Türkei andererseits hegte. In gewissem Sinne sind diese Auffassungen heute noch oder gerade heute wieder aktuell.

Unter den einzelnen „Fragmenten“ sind neben den Schilderungen aus Trapezunt und seinen benachbarten Landstrichen, vom Heiligen Berge Athos, aus dem damals noch osmanischen Thesalien usw. in unserem Zusammenhang natürlich seine Aufsätze aus und über Istanbul besonders interessant. Genau wie von Moltkes Briefe sind sie auch heute immer wieder lesenswert.

Eine harmlose Vergnügungsreise, in keiner Weise vergleichbar mit den oft genug strapaziösen und mitunter lebensgefährlichen Fahrten und Ritten von Moltkes und auch Fallmerayers, war die Istanbulreise einer Gesellschaft, mit der im Frühjahr 1864 Fritz Reuter an den Bosphorus gelangte. Die härteste Prüfung, der die Reisenden ausgesetzt waren, war ein kräftiger Adria-Sturm, der die seekranken Passagiere zu Ausrufen wie „Ne Vergnügungsreise soll das sin!“ veranlaßte. Diese Reise wäre der Erinnerung nicht würdiger als manche ähnliche Reise zuvor und vor allem danach, hätte sie nicht den Anlaß zu Fritz Reuters „Oller Kamelle“, „De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletiti“, oder :„De Reis' nah Konstantinopel“ gegeben.

Für Fritz Reuter und andere Reisende seiner Zeit überwog in Istanbul noch ganz das Fremdartige, Bunte und entsprechendes Romantische der Eindrücke. Vergleicht man aber zum Beispiel die Formen des Empfangs, wie sie bereits Helmuth von Moltke bei Sultan Mahmud II. und den Großen seiner Zeit erlebt hatte, mit Berichten aus früheren Jahrhunderten, so erkennt man doch,

daß sich der innere Abstand zwischen Türkei und Europa damals schon spürbar verringert hatte. Deutlich ist zu erkennen, daß nicht nur von Moltke der türkischen Seite gegenüber ein Maß des Verstehens entgegenbrachte, wie es früher unbekannt war, sondern daß auch umgekehrt die Elite des damaligen Osmanentums, an der Spitze Sultan Mahmud II. selbst, eine Persönlichkeit wie von Moltke zu würdigen wußte. Für den Touristen bedeutete die Reise an den Bosphorus auch weiterhin einen Blick in eine fremde Welt, und bis zu einem gewissen Grade ist das auch heute so. Andere Reisen standen jedoch mehr und mehr im Dienste einer Aufgabe, die Besucher und Gastgeber vor die gleichen Probleme stellte und deren Lösung ein gemeinsames Vorgehen beider Seiten bedingte. Und das führte wiederum zu einer fortschreitenden geistigen Annäherung.

In diesem Zusammenhang ist vor allem ein berühmter deutscher Istanbul-Reisender zu nennen, der in den Jahren 1889 und 1898 daselbst, sowie in anderen Teilen des Osmanenreiches weilte: Kaiser Wilhelm II. Die Persönlichkeit dieses Monarchen und seine Politik im allgemeinen wie seine Türkeireisen im besonderen sind bis zum heutigen Tage oft genug der Gegenstand abfälliger Kritik gewesen. Wilhelm II. teilt ein ähnliches Schicksal mit seinem damaligen Gastgeber, dem Sultan Abd-ül-Hamid II. Ein besonnenes historisches Urteil wird demgegenüber zwar nicht die zweifellos vorhandenen Schwächen und Mißgriffe beider Persönlichkeiten vertuschen. Aber es wird auch nicht in den Chorus der häufig genug von Gehässigkeit und politischer Tendenz dem letzten deutschen Kaiser wie dem letzten wirklich diese Titel verdienenden Sultan und Chalifen gegenüber erfüllten allgemeinen Verdammung miteinstimmen. So wie die Weltlage am Ende des vorigen Jahrhunderts aussah, lag eine Stärkung des Osmanischen Reiches genau so im rechtverstandenen deutschen Interesse wie umgekehrt eine Anlehnung an das Deutsche Reich im Interesse der Türkei lag. Beide Monarchen, die später ihren Thron verloren haben, haben in dieser wie in mancher anderen Hinsicht klarer gesehen als viele ihrer Widersacher, und wenn beide schließlich auch gescheitert sind, so bedeutet das nicht, daß alle ihre Ansichten und Taten falsch gewesen waren. An Kaiser Wilhelms II. Besuch bei Sultan Abd-ül-Hamid II. in Istanbul erinnert heute noch der Brunnen auf dem At-Meydani unweit der Hagia Sophia.

Im Zeitalter vor der Jahrhundertwende begann sich die Zahl der deutschen Istanbulreisenden immer mehr zu vergrößern, zumal seit die im Jahre 1888 vollendete direkte Schienenverbindung zwischen Mitteleuropa und Istanbul eine neue Anfahrts-

route eröffnete, die schneller als die Schiffsreise von Triest oder die Donaudampferfahrt war. Nennen wir unter den Deutschen, die Ende des vergangenen und zu Beginn dieses Jahrhunderts in der Türkei tätig waren, noch zwei Männer, die in gewissem Sinne als Nachfolger von Moltkes anzusprechen sind: Colmar Freiherr von der Goltz (1883—1895, 1909—1911 und während des ersten Weltkriegs in der Türkei) sowie sein jüngerer Kamerad Louis von Kamphoevenner.

In den 1929, also dreizehn Jahre nach dem Tode Colmar von der Goltz, zu Berlin herausgegebenen „Denkwürdigkeiten“ des Feldmarschalls findet sich vieles über Istanbul und die Türkei, was auch abseits aller militärischen Fragen von bleibendem Interesse ist. Dazu kommen die „Anatolische Ausflüge“ genannten „Reisebilder“ Colmar von der Goltz, die zwar nicht von der Stadt Istanbul, aber vom nordwestlichen Anatolien berichten, also gewissermaßen von ihrer weiteren Umgebung. Auch dieses 1896 erschienene und um 1900 bereits in dritter Auflage herausgegebene Buch ist heute noch so lesenswert wie damals. Louis von Kamphoevenner ist zwar nicht persönlich als Türkei-Schriftsteller hervorgetreten, um so mehr aber seine Tochter, Elsa Sophia von Kamphoevenner. In unserem Zusammenhang sei vor allem auf ihr Buch „Damals im Reiche der Osmanen“ hingewiesen, welches das Schicksal ihres Vaters im Istanbul Abd-ül-Hamid's II. zum Inhalt hat, und das eine wahrhaft meisterliche Schilderung des Milieus ist, das seinerzeit am Bosphorus herrschte, als sich zu Istanbul der osmanische Orient und das neuzeitliche Europa gegenübertraten.⁸⁾

- ¹⁾ Gute neue deutsche Übersetzung von Franz Grabler im IX der Serie „Byzantinische Geschichtsschreiber“, herausgegeben von E. von Ivanka. („Die Kreuzfahrer erobern Konstantinopel“, Graz, Wien, Köln, 1958).
- ²⁾ Siehe Ogier Ghiselin von Busbeck, Vier Briefe aus der Türkei. Aus dem Lat. übertragen, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Wolfram von den Steinen. 2. Bd. der Sammlung „Der Weltkreis“, herausgeg. von Hans Kauders, Erlangen 1926.
- ³⁾ Siehe Franz Babinger, Hans Dernschwams Tagebuch einer Reise nach Konstantinopel und Kleinasien (1553/55). Nach der Urschrift im Fugger-Archiv herausgegeben und erläutert von Franz Babinger. Studien zur Fugger-Geschichte, herausgegeben von Jacob Strieder, 7. Heft, München und Leipzig 1923. — Vgl. weiter Friedrich Kochwasser, Der Humanist Hans Dernschwam und sein Bericht über eine Botschaftsreise nach Konstantinopel in den Jahren 1553/55. Türkei-Sondernummer des Instituts für Auslandsbeziehungen, Stuttgart 1962, S. 204 – 210, mit einem ausführlichen Literaturverzeichnis.
- ⁴⁾ Siehe hierzu die 20 Wiedergaben in der oben genannten Übersetzung der Briefe Busbecks von Wolfram von den Steinen, Erlangen 1926.
- ⁵⁾ Näheres zu Breuning von Buchenbach und Salomon Schweigger bei Otto Lohr, Die Türkei in schwäbischer Sicht, Türkei-Sondernummer des Instituts für Auslandsbeziehungen, Stuttgart 1962, S. 212.
- ⁶⁾ Erschienen in 8. Auflage Berlin 1917.
- ⁷⁾ Neu aufgelegt in den Bruckmann-Querschnitten (mit nur ganz unwesentlichen Änderungen und Streichungen) München 1963.
- ⁸⁾ Elsa Sophia von Kamphoevenner, Damals im Reiche der Osmanen. Ein Märchen der Wirklichkeit aus der Türkei des Sultan Abdul Hamid. Gütersloh. (Ohne Datum).

DAS ARMBAND DER FATIMA

Zwischen den Pfeilern der Galata-Brücke krochen trübe die „frischen Wasser Europas“ hindurch, rochen brackig und nach Öl — wie das Wasser in allen Häfen riecht — und hatten sich, als ob sie beim Eintritt in den Bosphorus den andern Wassern zeigen wollten, daß sie doch eine bessere Herkunft hätten, geschmückt mit dem Abfall einer Stadt, die andere Sorgen als Hygiene und Sauberkeit hat: Orangenschalen, Kistenbretter, Fahrscheine, Zigarettenschachteln und Autoreifen — eine schwimmende Sammlung von Zivilisationsmüll, über den einer, der viel Zeit hat, aufschlußreiche Studien machen könnte.

Ernst Knoblach hatte Zeit. Er lehnte oben am Brückengeländer, ließ seine Augen ins Wasser hängen und langweilte vor sich hin, nachdem es ihm gelungen war, seine Reisegruppe — und nicht ganz unabsichtlich auch seine Frau — nach zwei fehlgeschlagenen Versuchen zu verlieren. Die Ankündigung der Reiseleitung, nach der Besichtigung der Porzellansammlung des Sultans einen Rundgang durch den Bazar zu machen, hatte auf die Damen wie ein Zauberwort gewirkt und jenes Leuchten in den Augen seiner Gattin hervorgerufen, das höchste Gefahr und größte finanzielle Verluste verhieß und das nur durch stundenlanges, geduldiges Hin- und Hergehen vor Schaufenstern, Stehenbleiben, Betrachten, Wählen, Anprobieren, Entscheiden, Verwerfen und umtauschen langsam eingedämmt werden konnte, wollte man Schlimmeres vermeiden. Nein, — er wollte allein sein, auch mal Urlaub haben, und die Porzellansammlung des Sultans konnte ihm gestohlen bleiben. Seit sie in Athen, gerade als zum ersten Mal die Akropolis schwer und braun vor ihnen auftauchte, im Schaufenster eines Reisebüros ein tiefblaues Plakat entdeckt hatte, das zu einem Besuch der norwegischen Fjorde einlud und ihn gefragt hatte: „Warum sind wir eigentlich nicht nach Skandinavien gefahren?“ wollte er möglichst vermeiden, in Istanbul etwa nach Ferien im Zillertal oder am Timmendorfer Strand gefragt zu werden.

Ein Stoßen, wie von einem Erdbeben, weckte ihn aus seinen stumpf dahintrödelnden Gedanken, und er stellte mit Schrecken fest, daß sich die Brücke zu bewegen begann, einem Frachter, der von Eyub kam, Platz machend, indem sie sich vorübergehend ihres Mittelteils entledigte. Knoblach erreichte mit einem Sprung den feststehenden Uferteil und stellte mit Erstaunen fest, daß Autos, Fahrräder, Karren und Fußgänger, die sich mit ihm auf

der Brücke befunden hatten, gleichmütig mit ihr davonschwammen, um die Durchfahrt des Frachters und den späteren Anschluß an die beiden Brückenenden geduldig abzuwarten. Auf einer Gußeisentafel am Brückenkopf stand der Name einer deutschen Gießerei und die Jahreszahl 1913.

Knoblach wollte etwas unternehmen, wollte sehen, ob er nicht auch alleine bummeln konnte: zum Serail, das ihm vom Marmarameer aus mit seinen gleichartigen Kuppeln und Kaminen an eine Kokillengießerei erinnert hatte, oder hinüber zum Hilton-Hotel, in dem selbst Henry Ford das Gefühl nicht los wurde, zu wenig Geld in der Brieftasche zu haben. Oder aber zum Bazar. Bazar: bei diesem Wort mußte er immer an alte Damen, handgestrickte Socken, nützliche Lieder und ungeheure Wohltätigkeit denken, wiewohl er sich all dieses nicht von den Türken erwartete. Aber seit er auf einem Bazar, den seine Großmutter einmal veranstaltet hatte, seine kläglichen Geigenkünste mit der unvermeidlichen Boccerini-Sonate vor einem Damenpublikum hatte produzieren müssen, war er allergisch gegen Wohltätigkeit.

Knoblach rüstete sich zur Schlacht. Als vorsichtiger Mann steckte er seinen Paß aus der linken in die rechte Rocktasche und knöpfte sein Geld in den Brustbeutel ein, um sich vor Taschen- oder Brustdieben zu schützen. Vor der düster-grauen Yeni Valide-Moschee nahm er seinen Stadtplan heraus: sollte er links der Straßenbahn nach zum Bahnhof gehen oder sich geradeaus durch den ägyptischen Bazar in das unüberschaubare Gewinkel der alten Gassen wagen? Da die Straßennamen nicht mit den Namen im neuesten Stadtplan des Touristenbüros übereinstimmten, blieb die Frage offen, und er ließ sich einfach vom Strom der anderen Menschen mitreiben, ein beim Reisen probates Mittel, gegen das er nur den einen Einwand hatte, daß er auf solche Weise einmal in die Partei geraten war.

Er stand in der zweibahnigen, dunkel überkuppelten Hallenstraße und schaute die seltsamen Gewürze an, die vertrocknet und unscheinbar in alten Pappschachteln ausgebreitet waren und merkwürdige Gerüche ausströmten. Knoblach konnte sich auf seine Nase verlassen. Sie war ihm schon oft zum Verhängnis geworden und zur Qual, wenn er durch die Fischhallen vom Piräus gegangen war, sich mit einem Knoblauchesser unterhalten hatte oder, wie am Abend zuvor, in einem Dolmasch-Taxi mit zwei Türkinnen zusammensitzen mußte, deren Haar den penetranten Duft von ranziger Butter verbreitete, den er immer noch nicht restlos aus seiner Nase hatte entfernen können.



„Die süßen Wasser Europas“
Blick über das Goldene Horn auf Pera mit dem Seraskerturm

Diese Nase rief in ihm gerade eine Erinnerung an die Provence hervor, die sich im Weitergehen zu dem Bild von der verklebten Stadt Mont Elimar verdichtete. Er war in der Straße der Zuckerbäcker angekommen, wo das, was man in Südfrankreich als Nougat verkaufte, als dicker türkischer Honig in Teigform langsam von Stangen heruntertropfte, geschabt, gedreht und zu Kugeln, Tafeln und Walzen verformt auf den Holzbrettern der Händler lag, teilweise mit Sesam-Körnern bestreut, sodaß es aussah wie Vogelfutter, oder mit roten und weißen Streifen bemalt wie die Markisen auf seiner Terrasse.

Er hatte von Baklawa und Helva als besonderen Köstlichkeiten der orientalischen Zuckerbäckerkunst erzählen gehört und war neugierig darauf. Außerdem schien es ihm geraten, sich auf das Wiedersehen mit seiner Frau ein wenig vorzubereiten, weshalb er links an der Ecke in eine Art Laden trat, nicht zuletzt deswegen, weil er seine Unkenntnis der Sprache und die damit notwendig werdenden Zeichen, die er etwas ungeschickt darstellte, nicht in aller Öffentlichkeit zeigen wollte. Der schwarze Kopf, der aus dem marzipanfarbenen und nicht den Sauberkeitsbestimmungen deutscher Gewerbeaufsichtsämter entsprechenden Kittel hinter dem Ladentisch herauschaute, drehte sich herum und zwang ihn mit drohendem Blick die ausgelegte Ware zu versuchen und zustimmend zu nicken, was jedesmal die Füllung einer Tüte mit Zuckerwaren zur Folge hatte. Das stumme Verkaufsspiel wurde erst unterbrochen, als Knoblach, um sich seines kleinen Tresors zu bedienen die Hemdbrust öffnete, und der türkische Zuckerbäcker hinter dem Ladentisch zu ihm sagte: „Dann sind Sie also doch ein Deutscher; ich bin Bayer. Mein Vater hatte eine Konditorei in München.“ Das Gespräch währte lang, länger als es Knoblach lieb war, und er verließ den Laden von Ibrahim Weber, der zuhause im Isartal noch Seraphim geheißen hatte, — nachdenklich, aber mit vielen Päckchen, die er lieber nicht gehabt hätte. Bayrisches Bier in Athen, bayrischer Löwe in Nauplia, bayrische Fahnen auf dem Athos und bayrische Zuckerbäcker mit türkischem Honig im ägyptischen Bazar auf byzantinischem Boden. Geschichtsbewußtsein regte sich in Ernst Knoblach, während er versuchte, die Päckchen durch das dichter werdende Menschengedränge zu jonglieren.

Am Ende der Halle, die sich langsam den Berg hoch treppte, sah Knoblach ein seltsames Schauspiel. Die Leute standen um einen hölzernen Vogelbauer herum, dessen Türe gerade geöffnet wurde, um einen schönen Stieglitz mit einer schwarzen Kappe entfliegen zu lassen, der nach einigen Peilungen zielsicher durch

den hellen Torbogen ins Freie flog. Zwei ältere Fräulein, denen das englische Selbstbewußtsein noch durch die stark gepuderte Oberfläche ihrer Gesichter schimmerte, wechselten ein paar Scheine mit dem Händler, der von einer breiten Baskenmütze — seit Kemal Paschas Verbot der proletarische Turbanersatz der Türken — bedeckt war, worauf sich der Vogelbauer nocheinmal öffnete, um einen unscheinbaren Spatzen, der offenbar keine rechte Lust auf die Freiheit hatte, entfliegen zu lassen. Nun entdeckte er auch das Schild auf dem in verschiedenen Sprachen stand, daß man hier Vögel zum Freilassen kaufen könne und erinnerte sich daran, schon manches von der großen Tierliebe der Mohammedaner gehört zu haben, die sich hier mit dem praktischen Sinn der Türken für das Geschäftliche vereinigte.

Hinter dem oberen Hallentor wurde die Gasse steiler und verzweigte sich. Verfallene Gebäude, Baracken und Schuppen, deren Dächer mit farbigen Emailplakaten notdürftig gedichtet waren, säumten den unbequem gepflasterten Weg, und er blickte in verwahrloste Höfe, in denen sich Gerümpel, Kisten und Blechkästen türmten. Irgendwo schaute der Stumpf eines abgebrochenen Minarets hervor, den er im Vorbeigehen für die Reste eines Fabrikschornsteines hielt. Der Straßenraum war hier fast zugebaut mit Gestellen, in denen in mehreren Etagen übereinander Gießkannen und Behälter aus Plastik hingen, deren lutschbonbonfarbene Unverweslichkeit Mißbehagen verbreitete. War das alles, was von Bazar-Romantik, Tausend und eine Nacht, Sultan, Harem und Goldenem Horn übrig geblieben war? — Inmitten der fremden Menschen kam er sich einsam vor und wäre nun doch ganz gerne bei den anderen in der Porzellansammlung gewesen, hätte mit beifälligem Nicken „Ming“ und „Meissen“ gesagt und kaum einer hätte ihm das Gegenteil bewiesen.

Er nahm an, daß er inzwischen im Möbelbazar angekommen war, denn dunkelbraun lackierte Bettgestelle aus Eisen türmten sich vor den Fassaden der Häuser, deren Einsturzgefahr sich dadurch vielleicht verringerte. Häßliche Küchenbuffets standen schräg auf dem Pflaster und daneben streckten seltsame Skulpturen von zusammengefesselten Stühlen ihre starren Holzbeine in die Luft. An der Ecke wäre er beinahe über einen alten Türken gestolpert, der am Boden hockte und eine Zeitung als Tischtuch für sein Mittagmahl über die Pflastersteine ausgebreitet hatte. Er hielt den abgenagten Kopf eines Lammes in den Händen und war damit beschäftigt, mit dem Finger eines der Augen aus seiner Höhle zu bohren. Die Fliegen, die ihm in den Augenwinkeln hockten, schienen ihn nicht zu stören. Knoblauch schluckte. Seit der unruhigen Fahrt über den Bos-

porus war er noch etwas empfindlich und die vielgepriesenen „Frauenschenkel“, wie man ihm die türkische Spezialität „kadin budu“ übersetzt hatte, die er bei Abdullah Effendi in Galata drüben am Abend zuvor gegessen hatte, lagen ihm noch im Magen.

Knallige Farbigkeit störte sein Auge. Häuser waren dekoriert mit bunten Schals, Röcken, Blusen und Stoffen, die in himmel-schreienden Farbstellungen miteinander konkurrierten. Einige Händler hatten ihre Ware nur auf ein paar Brettern auf der Straße ausgebreitet und rührten sich nicht von der Stelle, wenn ein Fahrzeug den Berg herunter kam und gleichgültig ihre Dekorationen überrollte. Er erinnerte sich, wie die Damen an Bord davon gesprochen hatten, sie wollten türkische Schals mit nach Hause nehmen. Man konnte sich auf etwas gefaßt machen. Blumenmuster wechselten mit schauerlich abstrakten Kompositionen, Rache einer Kunstrichtung, die als solche abgelehnt, nun durch die Hintertüre der Industrie in alle Märkte der Welt eingedrungen war und sich auf Tapeten, Lampenschirmen, Küchenschürzen und Sonntagskleidern breit machte. Auch für Knoblach war das zuviel. Angesichts dieses Verfalls von altem Handwerk und Gewerbe dachte er nicht ohne Stolz an das Qualitätsbewußtsein seiner Heimat. Er konnte nicht wissen, daß die weinroten Ballen aus einer Weberei in Krefeld stammten und daß ein Landsmann von ihm eben wieder einen günstigen Abschluß gemacht hatte, weil er etwas billiger als die japanische Textilindustrie angeboten hatte.

Unter dem Geräusch kleiner Blechradios, die unter dem mächtigen, viereckigen Turm des Valide Han, einst der Verwaltungssitz eines Kaisers Arcadius, monotone türkische Melodien plärrten, stieg er halblinks weiter und sah über den hochgereckten Messinghalsen einer Stehlampenkolonie die Kuppel der Mahmut-Pascha-Moschee stehen, die sich der Großwesir des Sultans, Sohn eines orthodoxen Priesters, auf den Trümmern einer byzantinischen Kirche gebaut hatte. Seine geschichtlichen Schlaglöcher machten Knoblach ein wenig zu schaffen, als er unter dem byzantinischen Doppeladler des Nuruosmaniye Kapici in die gedeckten Hallen des großen Bazars eintrat. Er erinnerte sich nur noch, daß er einen solchen Adler als Junge auf dem breiten Mittelteil des Trägers seiner Lederhose getragen hatte; aber er kam darüber hinweg. Unter den mächtigen Kuppeln mit ihren Verspannungen aus verrosteten Eisenbändern fühlte er sich etwas besser. Zum Pittoresken gehörte wohl zwangsläufig eine Portion Schmutz. Aber da draußen hatte er nur Schmutz gefunden und Pittoreskes hatte sich noch nicht eingestellt.

Hier hatte er nun das Gefühl, als Fremder beobachtet zu werden, obwohl er versucht hatte, alles Auffällige zu vermeiden und deswegen auch seinen Foto auf dem Schiff gelassen hatte. Er hatte allerdings nicht mit den vielen Tüten voll Baklawa, Helva und anderen Klebstoffen gerechnet.

Die strenge Planordnung des großen Basars mit den einzelnen Gewerbequartieren erinnerte ihn an mittelalterliche Städte und ihre Zunftstraßen. Goldschmiede, Buchhändler, Schuster, Schreiner, verkauften in diesem zehn Hektar großen überkuppelten Stadtzentrum, das immer wieder abgebrannt, aufgebaut, eingestürzt, zerstört und neu errichtet worden war, seit über tausend Jahren ihre Waren. Es tippte ihn einer auf die Schulter: „Zeigen Ihnen große Kostbarkeit aus Harem!“ Woher wußte der Kerl, daß er Deutscher war? — dachte Knoblach und versuchte mit einem verlegenen ablehnenden Lächeln weiterzukommen. Er hatte keine Lust, etwas zu kaufen und außerdem wäre es ihm unangenehm gewesen, hier seinen Brustbeutel vorzuführen; denn möglicherweise war dieser Türke kein Bayer und kannte die praktische Erfindung noch nicht. Aber der andere nahm ihn bei der Hand und führte ihn in die zwei Quadratmeter große Ladenfläche, wo er ihm auf purpurnem Samt ein glitzerndes Armband ausbreitete. Weil er gern wieder fort wollte, hörte er der Geschichte nicht recht zu: daß es das Armband jener Fatima gewesen sei, die angeklagt war, den großen Sultan mit einem kleinen Janitscharen betrogen zu haben und sich zum Beweis ihrer Unschuld die Hand abgehackt hatte, oder so ähnlich. Der Händler pries ihm Ringe von größtem historischem Wert, byzantinische Münzen und Dolche mit echten Resten von Christenblut an. Er holte eine Perlenkette hervor und biß zum Beweis ihrer Echtheit mit gelben Zähnen und angestrengten Kiefern darauf und forderte Knoblach auf, es auch zu probieren. Der wollte nicht, er gedachte der Hygiene und seines Brustbeutels und nutzte einen Moment aus, wo der Händler andere Kostbarkeiten unter seinem Tisch hervorholte, um den Laden schnell zu verlassen. Kaum war er fünfzig Meter weit gegangen, als er eilige Schritte hinter sich hörte und mit Schrecken den Händler hinter sich herkommen sah. Er beschleunigte seinen Gang und dachte an die wahrscheinliche Unterstellung eines Juwelenraubes mit seinen unangenehmen Folgen. Bevor er fliehen konnte hatte ihn der Türke schon eingeholt und drückte ihm die Tüte Baklawa von Ibrahim Weber in die Hand, die er liegengelassen hatte. Fatimas Armband kostete nur noch die Hälfte. Aber Knoblach blieb hart, selbst als ihm der Händler eine byzantinische Münze schenkte, die Knoblach leider achtlos

in die Tasche steckte, weil er sie für unecht hielt.

Man konnte nun das Tageslicht nirgends mehr sehen, und die Ladenstraße war nur noch mit dem warmen Licht der elektrischen Birnen erleuchtet. Vorne an der Kreuzung stand ein kleiner unbemannter Gußeisenvavillon, den er im Vorübergehen zu benutzen beschloß. Als er hinter die Wand treten wollte, fand er einen blanken Helm und verschiedene Löschgeräte vor, die ihm klarmachten, daß er fast die Brandwache der Bazarfeuerwehr mißbraucht hatte. Er schaute nun den Bücherständen entlang, die sich in langer Reihe auf beiden Seiten der Straße hinzogen. Adolf Hitlers „Kampf“ lag neben dem Koran, amerikanische Zwanzig-Cent-Romane über Helden des Weltraums und Phantome waren vor Münchner Bilderbogen aufgestapelt, und zwischen unlesbaren arabischen Titeln konnte er den Namen Churchill entziffern. Gegenüber ließ ein altes vergilbtes Foto von Kaiser Wilhelm dem zweiten und dem Sultan sein Herz höher schlagen, und neben einer abgegriffenen Neuauflage von Picassos Stierkampfzeichnungen lag ein aufgeschlagenes Heft in deutscher Sprache mit Anleitungen zum Bau von Nistkästen. Wer sich hier auskennen wollte, mußte über ein Gedächtnis eines weißen Elefanten verfügen.

Knoblach wußte schon längst nicht mehr, wo er war und wie er wieder aus dem Labyrinth herausfinden sollte, als er es plötzlich durch einen Torbogen magisch leuchten sah. Er war im Bedestan, dem Zentrum des Bazars angelangt und trat in einen Raum ein, der höher überkuppelt war als der übrige Teil. Wie auf einer Simultanbühne waren ringsum an den Wänden große Podien aufgebaut, zu denen kleine Treppchen führten und die mit Teppichen voneinander abgetrennt waren. Das dürftige Licht von unverkleideten Glühbirnen reflektierte in rotschimmernden Kupfergefäßen und blankgeschuerten Platten, auf bemalten Keramikkacheln alter Moscheen, Vasen, Waffen, Kaffeemühlen, Petroleumlampen und warf schwarze Schatten auf Jagdszenen auf Porzellan, eiserne Kreuze, ausgeschlachtete Staubsauger und die Innereien verbrauchter elektrischer Geräte. Dantes Kopf in Gußeisen schaute von einem hochgestellten Bretterregal auf das Inferno. Den Teppichen entströmte ein eigenartiger Geruch, der an Moscheen und Infanteriesocken erinnerte und sich mit dem trockenen Chemikaliengeruch von Metallputzmitteln mischte.

Knoblach schaute zu, wie ein Ausländer einen Leuchter kaufte. Der Händler machte seine Sache gut. Er sagte zunächst einmal „dreiundachtzig“ statt „achtundreißig“ und klärte das Versehen erst auf, als der Kunde kein Interesse mehr zeigen wollte. Dann



Im Bazar

begann der Handel, und nach den uralten Regeln des Abwägens von Angebot und Kaufinteresse wurde der Preis gemeinsam gebildet, eine Methode, die Knoblach ungleich demokratischer erschien, als die einseitige Kalkulation unfairer Festpreise. Der Händler hatte ihn stehen sehen und gefragt, ob er sich nicht die schönsten Teppiche der Türkei anschauen wolle. Knoblach schüttelte den Kopf, weil er den Geruch nicht in seiner Wohnung

haben wollte und sehr ungeschickt im Handeln war. Aber der Händler war schneller als er, faßte ihn am Arm, zog ihn aufs Podest und da er die Hände voll hatte konnte er sich nicht dagegen wehren, daß ihm dieser einen großen Kelim um die Schultern hängte. „Achthundertdreißig“ sagte er, „Dreihundertachtzig“ dachte Knoblach. „Echt antik, andere noch antiker“, sagte Ali, verschwand hinter seinen geheimnisvollen Teppichwänden und ließ Knoblach auf dem Podium stehen. Er war jetzt kaum zu erkennen und es war ihm sehr peinlich, als ein Ehepaar auf ihn zukam und ihn auf deutsch nach dem Preis des Teppichs fragte. Zu erklären, warum er hier in dieser Kostümierung stehe, kam ihm ziemlich albern und umständlich vor, und außerdem wußte er es ja selbst nicht recht. So sagte er „Acht-hundertdreißig“, während er „dreihundertachtzig“ dachte. „In der Halle hinge er herrlich“, stabreimte sie und ihr Mann sagte, „Machen Sie 'ne Schnur drum, wir müssen aufs Schiff“. Knoblach wagte nicht, seinen Posten jetzt noch zu verlassen, und so kassierte er und wickelte um den Teppich eine Schnur, wie er es bei Ali gesehen hatte. Als Ali wiederkam und sah, was sich ereignet hatte, nahm er ihn mit hinter die Teppiche, wo es nicht mehr nach Metallputzmitteln roch und sagte, während er aus dem Kupferkännchen den Kaffee eingoß: „Arbeit macht keinen Spaß mehr; Deutsche kaufen immer gleich alles!“ Knoblach verkaufte an diesem Nachmittag noch zwei Teppiche. Dafür bekam er von Ali unter warmen Worten der unverbrüchlichen Freundschaft, die ihm ans Herz gingen, einen echten Janitscharen-Säbel geschenkt. Knoblach war stolz. Er wußte zwar nicht, was er mit dem Säbel tun sollte, und genierte sich ein bißchen, aber bestimmt war er echt.

Als er mit Baklawa und Janitscharen-Säbel wieder den Rückweg antrat und bei dem Juwelier vorbeikam, kostete das Armband der Fatima — das übrigens aus Pforzheim stammte — wieder das Doppelte. Das Zeitungspapier, auf dem der Türke den Lammkopf abgenagt hatte, lag noch an der Ecke. Die Knochen hatte inzwischen einer der vielen streunenden Hunde geholt. Am Tor des ägyptischen Bazars flog der Stieglitz mit der schwarzen Kappe eben zum dritten Mal aus seinem Bauer heraus, und der kleine Spatz wartete auf einer Stange in der Seitengasse darauf, wieder abgeholt zu werden, um sich noch ein paar Mal befreien zu lassen. Als Knoblach wieder an der Galata-Brücke angekommen war, entdeckte er zum ersten Mal den schlanken türkischen Halbmond auf der Kuppel der Rüstem-Pascha-Moschee und das Goldene Horn glänzte ein kleines bißchen.

Am Abend auf dem Schiff trug seine Frau das Armband der Fatima, das sie in einem Andenkenkiosk am Hafen zusammen mit ein paar Postkarten erstanden hatte. Daß der Janitscharen-Säbel aus einer alten Sense und die Scheide aus dem Leder eines ehemaligen Schafstiefels gemacht war, deren silberne Spitze ein Fingerhut bildete, das fand später sein Sohn heraus. Die byzantinische Münze hatte er unterwegs verloren. Sie war allerdings echt gewesen.

Dr. Kurt Bachteler

ANKARA, DIE STADT IN DER STEPPE

Istanbuls Gegenpol und Ergänzung —

Vor vier Jahrzehnten, am 13. Oktober 1923, verabschiedete die Große Türkische Nationalversammlung folgendes Gesetz: „Sitz der Regierung des türkischen Staates ist die Stadt Ankara“. Damit wurde diese Stadt Nachfolgerin der jahrhundertelangen Residenz Istanbul, und zugleich ist damit auch begründet, warum in diesem Zusammenhang über Ankara gesprochen wird.

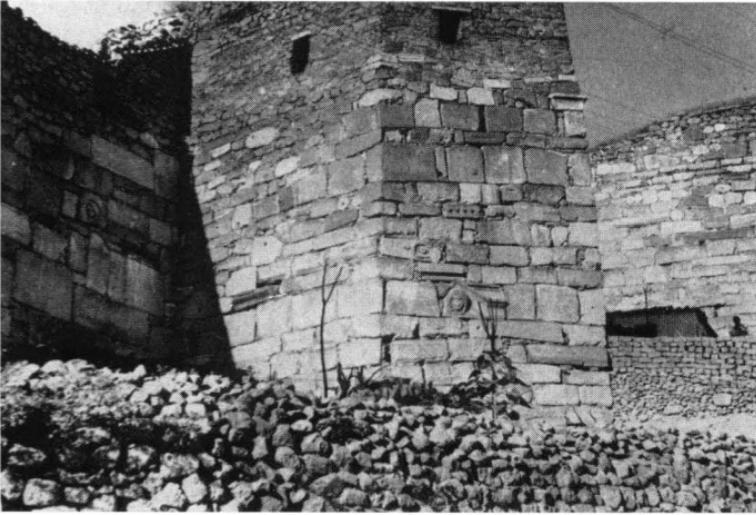
Als ich zum ersten Mal in den dreißiger Jahren von Istanbul nach Ankara fuhr — es ist eine wundervolle Fahrt entlang der Küste des Golfs von Izmir, hinauf nach Eskişehir, wo in der Nähe im Befreiungskrieg wichtige Entscheidungen gefallen sind und durch die weite anatolische Hochfläche — traf ich im Zug einen jungen Türken, mit dem ich mich schon auf der Reise von Budapest nach Istanbul angefreundet hatte. Ihm war das große Glück beschieden gewesen, in Wien auf Kosten der Türkischen Republik studieren zu dürfen, und nun war er im Begriff, sich in Ankara bei seinem Minister vorzustellen. Er gehörte also der neuen türkischen Intelligenz an, und der Zufall wollte es, daß wir später an der gleichen Hochschule in Istanbul Kollegen wurden. Wir unterhielten uns über vielerlei, es wurde dunkel, und allmählich fiel mir auf, wie sich mein Begleiter seltsam veränderte. Der Wiener Charme wurde zusehends zurückgedämmt, sein Wesen wurde klarer umrissen, seine Redeweise bestimmter, seine Gebärden sicherer. Und als es am nächtlichen Himmel gen Osten heller und heller wurde und sich immer deutlicher die Lichter der Hauptstadt Ankara hervorhoben, da sagte der in Istanbul Beheimatete mit fast feierlicher Gestik: „Jetzt erst bin ich wirklich nach Hause zurückgekommen. In Istanbul habe ich meine Angehörigen und

Freunde begrüßt, hier in Ankara aber finde ich mein Vaterland wieder.“

Aus diesen Worten wurde mir, der ich erst wenige Tage in diesem Land verbracht hatte, der Gegensatz dieser beiden Städte zum ersten Mal deutlich: Istanbul — menschlich warm, persönlich, mit kaiserlicher Vergangenheit und weltmännischem Treiben; Ankara — nüchtern, unpersönlich, schlichte Tradition, hart, Dokumentation des Staates. Viel davon schwingt heute noch mit, wenn ich in neuesten türkischen Prospekten lese: Istanbul — größte Stadt der Türkei, einzige Hauptstadt der Welt auf zwei Kontinenten, herrlichstes Schauspiel, das dem menschlichen Auge geboten wird; und Ankara — nicht nur die Hauptstadt der Türkischen Republik, sondern auch das Symbol der neuen Türkei, hier legte Atatürk die Fundamente des neuen türkischen Staates . . .

Nicht etwa, daß Ankara geschichtslos wäre! Allein die frühe Geschichte von der Steinzeit über die Hethiter, die Phryger, die Lydier, die Perser bis zum Besuch Alexanders des Großen, bis zu den Galatern und den Römern bietet übergenug. Die Stadt kann sich mit ihren Denkmälern aus dem Altertum ebenbürtig neben Konstantinopel stellen. Noch immer steht die Cella des Augustus-Tempels mit dem Monumentum Ancyranum, dem Rechenschaftsbericht des Kaisers Augustus in griechischer und lateinischer Sprache: RERUM GESTARUM DIVI AUGUSTI . . . Große römische Badeanlagen wurden freigelegt, und ich habe selbst miterlebt, wie neben dem Tempel ein herrlicher antiker Sarkophag geborgen werden konnte. Die Bäder stammen aus der ersten Hälfte des dritten, die Säule des Julian aus dem vierten Jahrhundert n. Chr.

Das Gesicht der Stadt wurde im Mittelalter entscheidend geprägt. Schon immer spielte die Festung oben auf dem Burgberg eine ganz bedeutende Rolle, denn ihre Aufgabe war, die hier sich kreuzenden Handels- und Karawanenstraßen zu schützen. Oft wurde sie erobert, und immer wieder besserte man die Mauern aus und erweiterte die Anlagen. Da nahm man zum Bauen, was eben gerade greifbar war, und so sehen wir heute noch Inschrifttafeln, Grabstelen, Säulentrommeln und Reliefs aus der Antike in den Burgmauern stecken. Über dem südlichen Burgtor befindet sich sogar eine steinerne Inschrift in persischer Sprache, die einen Steuererlaß der mongolischen Eroberer aus dem 13. Jahrhundert enthält. Viele Überfälle gingen über die Festung hinweg, durch die Araber, die Seldschuken, die Kreuzfahrer, bis sie schließlich 1354, 99 Jahre vor der Eroberung Konstantinopels, durch Suleyman Pascha,



Die Burgmauer in Ankara. Man sieht deutlich die verwendeten antiken Reste

den Sohn des Sultans Orhan Gazi, türkisch wurde. Schwere Zeiten kamen noch, als Timur am 28. Juli 1402 bei Ankara den Sultan Bayazit besiegte und gefangen nahm. Schon 1403 wurde die Stadt wieder frei, und immer noch baute man an den riesigen Mauern, die einen Vergleich mit der großen Mauer in Istanbul wohl auszuhalten vermögen. Innerhalb des oberen Mauerrings spielt sich heute noch das Leben im uralten Stil ab, und die Frauen holen an den Brunnen das Wasser, sie tragen noch teilweise den Schleier und ihre weiten Pluderhosen.

Drei der vier wichtigen Moscheen stammen ebenfalls aus dem Mittelalter, und nur eine davon gehört dem Typus des Kuppelbaus an, der uns von Istanbul her so vertraut ist. Die andern haben flache Holzdecken; diese Räume haben auch den Stuttgarter Architekten Bonatz in höchstes Entzücken versetzt, und er sagt darüber: „Holzstämmen mit antiken Marmorkapitälern, die irgendwo gefunden wurden, aber dann eine Phantasie von Decke: im waldarmen Land kleine Balken, so eng nebeneinander, daß Balkendicke gleich Abstand ist, alle immer als Konsolen profiliert und abgesetzt, um den darüber liegenden zu tragen. Das ist charakteristischer türkischer Orient: die Wand beinahe nackt, aber an der Decke aller Reichtum, zartest detailliert wie ein Teppich, damit die Augen sich in diesem Spiel verlieren können, gewissermaßen eine Entmaterialisierung“. Immer mehr Häuschen wurden an den Burgberg angeklebt, dazwischen eine große Karawanserei kurz vor dem Beginn der



Eben wird ein antiker Sarkophag neben dem Augustustempel freigelegt.

Neuzeit, der Gegenwart gerade recht, um darin das großartige hethitische Museum unterzubringen.

Und dann wird es ruhig um Angora, wie wir eigentlich richtig sagen müßten. Karawanen, Ziegen, Esel, quietschende Ochsenskarren ziehen aus und ein. Eine Eisenbahn verbindet das knapp 30 000 Einwohner zählende Städtchen mit der Hauptstadt Istanbul, die Welt scheint aber hier zu Ende zu sein, denn der wichtigste Strang, die Bagdadbahn, führte von Eskischehir nach Südosten.

So blieb es bis zum 27. Dezember 1919, an welchem Tag Mustafa Kemal Pascha von Sivas nach Ankara übersiedelte und mit starker Hand in das Schicksal dieser Stadt eingriff.

Wer war dieser Mann?

Als Sohn eines Zollbeamten wurde Mustafa Kemal 1879 in Saloniki geboren, besuchte zahlreiche Schulen, erhielt 1904 den Rang eines Hauptmanns im Generalstab, war Stabschef einer dem Jungtürkischen Komitee ergebenden Armee, wurde in Tripolis Major und nach dem Balkankrieg als Militärattaché in Sofia Oberstleutnant. Unter Liman von Sanders bewährte sich Kemal an der Gallipoli-Front hervorragend, wurde Oberst und hatte Gelegenheit, bei einem Besuch im Deutschen Hauptquartier mit Kaiser Wilhelm II., Hindenburg und Ludendorff zu sprechen. Nachdem er die Truppen von der Palästinafront zurückgeführt hatte, erkannte er in Istanbul, daß von dort aus nichts mehr zu retten war. So übernahm er am 15. Mai 1919,

am Tage der griechischen Besetzung Izmirs, das Amt eines Inspektors der 3. Armee und begab sich im Auftrag des Sultans zur Einleitung der Demobilisation nach Anatolien, wo er am 19. Mai in Samsun landete. Der Befreiungskampf begann.

Im Juli 1919 nahm Kemal seinen Abschied aus dem osmanischen Heer, berief Kongresse nach Erzerum und Sivas und gründete die „Vereinigung zur Verteidigung der Rechte Anatoliens und Rumeliens“. Von diesem Forum aus erklärte Kemal, daß es unmöglich sei, in dem von feindlichen Truppen besetzten Istanbul eine Nationalversammlung abzuhalten. Er forderte die Abgeordneten auf, sich in Anatolien zu versammeln. Dieser Ort durfte nicht allzu weit von Istanbul weg sein und so wählte er Angora als Treffpunkt, da es durch die Bahn mit Istanbul verbunden war. Zugleich unterstellte er sich die militärischen und zivilen Behörden und begann mit seinem Aufklärungsfeldzug gegen die Regierung in Istanbul. Dem dortigen Staatssekretär Oberst Ismet Pascha gelang es, am 20. März 1920 Ankara zu erreichen; der spätere Sieger von Inönü bedeutete einen wertvollen Gewinn für den revolutionären Kemal. Im April eröffnet er die Große Nationalversammlung, wird ihr Präsident, kämpft nach den Schlachten bei Inönü als Oberbefehlshaber am Sakarya gegen die Griechen vom 23. August bis zum 23. September 1921, worauf ihm die Nationalversammlung Marschallsrang und den Ehrentitel GAZI — der Sieger — verleiht. Im Juli 1923 unterzeichnet



Das Denkmal Atatürks auf der Serailspitze in Istanbul. Atatürk zeigt nach Anatolien

Außenminister Ismet in İnönü den Frieden von Lausanne, der jenen von Sèvres ablöst, die Türkei ist frei. Am 29./30. Oktober wird die Republik ausgerufen und der Gazi zu ihrem ersten Präsidenten für vier Jahre gewählt.

Vorher aber galt es, die Hauptstadt festzulegen. Nach langem Hin und Her, in das sich vor allem auch die auswärtigen Mächte eingeschaltet hatten, machte der Gazi, wie er später in seiner großen sechstägigen Rede erklärte, „diesem Schwanken ein Ende. Es war notwendig geworden, nunmehr die Hauptstadt des neuen türkischen Reiches gesetzlich festzulegen. Alle Erwägungen sprachen für die Notwendigkeit, die Hauptstadt der neuen Türkei in Anatolien zu wählen. Die geographische und strategische Lage besaß dabei entscheidende Bedeutung.“ Der Außenminister brachte am 9. Oktober den Gesetzesentwurf ein, am 13. wurde er mit großer Mehrheit verabschiedet. Die Gesellschaft zur Erforschung der türkischen Geschichte kommentiert diesen Beschluß so: „Fern von allen Meeresgestaden oder Seeufern, von allen flußumrauschten Sommersitzen, gegründet auf dem steilen und nackten Abhang eines Felsenblocks, mit seinen mächtigen Bergen, die an himmelhochwogende, dann zu Stein und Erde erstarrte Wellen erinnern, mit seinen farbenprächtigen Gemälden der Sonnenauf- und untergänge und mit seinen reichgestirnten Himmeln ist Ankara eine unvergleichlich holde Maid des Weidelands. Sein Klima ist gesund, seine Luft rein und kraftspendend. Die seine Ebenen



Der Sonderzug, der die sterbliche Hülle Atatürks von Istanbul nach Ankara brachte, bei der Ankunft auf dem Bahnhof Ankara

gleich Wällen umgebenden eisen-, kupfer- und broncefarbigen Bergketten haben Ankara zu einer uneinnehmbaren, beherrschenden Festung des türkischen Vaterlandes gemacht. Mit diesem Gesetz haben die Türken zum zweiten Male in dem Weideland Mittelanatoliens eine mächtige Hauptstadt gegründet. Das erste Mal sind es die hethitischen Türken gewesen, die im Zentralweideland den Sitz ihrer Herrschaft aufgeschlagen haben.“

Nun folgt der imponierende Versuch, die Türkei schlagartig zu einem modernen Staat zu machen. Viele Gesetze sind dazu notwendig, so die Aufhebung des Kalifats, die Vereinheitlichung des Unterrichtswesens, die Abschaffung des Fez, die Schließung der Klöster, die Einführung des internationalen Kalenders, der lateinischen Schrift, Verbot der Vielehe, Annahme eines Nachnamens usw. So wird auch aus dem Gazi, dem Sieger, ATATÜRK, der Vater der Türken. Alle Gesetze und Erlasse gingen von Ankara aus, von wo der Staatspräsident lange grollend nach Istanbul blickte, denn er konnte nicht verzeihen, daß man dort die Alliierten gar nicht so unfreundlich empfangen hatte. Erst 1927 wurde der Schlußstrich gezogen: „Von dem Tage, wo ich Istanbul verließ, bis heute sind nahezu acht Jahre vergangen. Wenn die werten Bewohner von Istanbul bedenken, wie lange selbst Minuten des Heimwehs und der Sehnsucht währen, dann werden sie die Größe der Begierde ermessen, die eine achtjährige Trennung in meinem Herzen entfacht hat. An der Stelle gelegen, wo zwei große Welten sich berühren, Schmuck des türkischen Vaterlandes, Schatz der türkischen Geschichte und Augapfel der türkischen Nation, ist Istanbul eine Stadt, die in dem Herzen eines jeden Staatsbürgers einen Platz besitzt.“

Der erste Schritt zur Versöhnung war getan, die Stadt Istanbul baute dem Staatspräsidenten in Ankara die Denkmäler am Taksim und auf der Serailspitze, den Blick richtet er allerdings nach Anatolien. Atatürk selbst, Staatspräsident und Chef der Staatspartei, der Cümhuriyet Halk Partisi (CHP), verfiel in seinen letzten Jahren immer stärker dem Zauber der ehemaligen Residenz und verstarb dort am 10. November 1938 im marmornen Sultanspalast von Dolmabahce. Beigesetzt aber wurde er in Ankara, von wo aus er 1931 die Grundsätze des Kemalismus verkündet hatte: das republikanische, nationalistische, staatswirtschaftliche, laizistische, völkische und revolutionäre Prinzip. Daß auch Istanbul nicht mehr grollte, zeigte sich lange nach dem zweiten Weltkrieg, als die Staatsgelder



Atatürk-Boulevard in seinen Anfängen

wieder reichlicher dorthin und nicht nach Ankara flossen: man baute die Atatürkbrücke und den Atatürkboulevard. Zunächst aber hatte die ganze Sorge der neuen Hauptstadt gegolten. Man plante großzügig, Platz war genug vorhanden. Man legte eine doppelspurige Längsachse mit breiten Gehwegen viele Kilometer lang vom Palast Atatürks bis zur Landwirtschaftlichen Hochschule und dann weitere Kilometer zur Cubuk-Talsperre, dazu einige Querstraßen, die sich am neuen Bahnhof trafen, bzw. zu Atatürks gewaltigem Mausoleum führen. Man beschäftigte die besten Städtebauer wie Jansen, Egli, Holzmeister, Taut und Bonatz. Man baute zuerst auf alttürkisch, dann in moderner Sachlichkeit und mit amerikanischem Tempo. Unter größten Opfern pflanzte man Baum um Baum, bewässerte ihn mehrere Male am Tag, bis Alleen und sogar Wälder entstanden. Atatürks Landgut wurde zum vielbegehrten Ausflugsziel. Schulen, Hochschulen, Theater, Oper, Banken, Institute, Ministerien, Verwaltungszentren, Krankenhäuser, Museen, Hotels, Verkehrseinrichtungen, Wohnblöcke und anderes mehr entstanden und stempeln Ankara zu einer der modernsten Hauptstädte der Welt. Die 30 000 Bewohner von 1923 sind inzwischen fast auf eine Million angewachsen, ein sichtbares Zeichen für jederman, daß sich Ankara die Vorrangstellung als Hauptstadt nicht streitig machen läßt, mögen noch so viele Botschaften den ganzen Sommer über wieder wie

einst ihre Sommersitze am Bosphorus bevölkern. Hier tagt die Große Nationalversammlung, hier werden immer noch die Gesetze gemacht, und nach wie vor fehlt der Atmosphäre die menschliche Wärme. Aber Ankara ist inzwischen etwas geworden, und braucht nicht mehr angstvoll oder neiderfüllt nach Istanbul zu blicken. Umgekehrt hat man sich in Istanbul an Ankara gewöhnt, und ist nicht einmal mehr schadenfroh, wenn die kleine — wahre oder unwahre — Geschichte erzählt wird: Mitten im Aufbau Ankaras erschienen eines Tages fremde Flugzeuge über der Stadt, und so hieß es, sie hätten nur knapp eine Stunde benötigt, um vom Meer hierherzuzufiegen. Diese Tatsache habe Atatürk, der doch gerade aus strategischen Gründen Ankara zur Hauptstadt gewählt hatte, veranlaßt, drei Fehler, die er in seinem Leben beging, einzugestehen: daß er geheiratet, daß er Raki getrunken und daß er Ankara zur Hauptstadt gemacht habe. Wie dem auch sei, die Leistung des türkischen Volkes, eine so großartige Hauptstadt in der Steppe zu bauen, ist bewundernswert. Sicher aber ist, daß beide Städte untrennbar zusammengehören: Istanbul und Ankara!

Literatur:

Geschichte der Türkischen Republik, verfaßt von der Gesellschaft zur Erforschung der Türkischen Geschichte

Krüger, Karl: Die Türkei

von Kummel: Die Türkei auf dem Weg nach Europa

Bittel: Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte Kleinasiens

Bonatz: Leben und Bauen

Aus dem Kreise unserer Leser und Mitarbeiter

erschieden zum Thema Istanbul oder Türkei die folgenden Veröffentlichungen:

Karawane-Logbuch „Türkei“ in Plastik-Ringbuch

mit vielen Karten und Zeichnungen

DM 6.20

Kunst des Abendlands Bd. 1: Vord. Orient und Antike,

bearbeitet von unserem Reiseleiter Alfr. Gromer, 389 Abb.,

90 Tafeln, Erläut., Grundr., Kart., Pläne, Großformat

geb. DM 9.50

Bd. 2: **Mittelalter**, bearbeitet von unserem Reiseleiter Prof.

Huppert, 284 Abb., 7 Farbtaf. Erläut., Grundr., Kart., Pläne

Großformat

geb. DM 12.60

Die nichtchristlichen Religionen (Enzyklop. d. Wissens)

herausgeb. von Glasenapp (Fischer Lexikon)

DM 3.30

Byzanz, Karawane-Heft 4/1961, 64 Seiten, illustr.

DM 2.20

Die Gedankenwelt Ostroms, N. H. Baynes, 23 Seiten,

(Karawane-Heft)

DM 1.30

Die Ostkirchen, Karawane-Heft 3, 1963/64, 76 Seiten, illustr.

erscheint 15. 12. 63

DM 3.—

Pfarrer i. R. Kurt Müller, Vloto:

Worte zum Abschluß unserer Herbst-Kreuzfahrt Athen-Istanbul
mit M. S. „Philippos“
29. 9. bis 13. 10. 1963

*Dank sei dem edlen Mann, dem vielgewandten Professor,
Der aus dem reichen Schatz seines Geistes und Herzens uns
schenkte
Tiefen Einblick in das, was Menschen vor Zeiten geschafften,
Um die Gottheit zu ehren, ihr würdige Wohnstatt zu geben.
Ehrfurcht ergriff uns, als wir in Athen die Akropolis schauten,
Parthenon und Erechtheion und all die anderen Stätten,
Kreta mit Knossos und Phaistos, dann Rhodos, die Insel der
Ritter,
Ephesos, Artemis' Stadt und Schauplatz der Predigt des Paulus.
Auch Johannes hat lang dort gelebt und die Ruhstatt gefunden,
Heiligen Boden fürwahr, den hier wir durften betreten,
Und von dessen Geschichte uns so lebendig erzählt ward.
Weiter tat er uns auf, der Edle, die Schätze Byzantions,
Denkmäler christlicher Kunst, wie wir noch niemals sie
schaute;n;
Doch auch von schwerem Kampf und heldenmütigem Ringen
Wußte er uns zu berichten. Das Kreuz mußte weichen dem
Halbmond.
Zur Moschee ward die Hagia Sophia, die Justinianus
Einstens zur Ehre Christi erbaut mit erlesenem Schmucke.
Weiter ging es nach Delphi zum Heiligtum des Apollon.
Doch der strahlende Gott verhüllte sein Antlitz in Wolken,
Regengüsse troffen vom Himmel, als wir ihn besuchten.
Dann aber hatte er wieder Erbarmen, verjagte die Wolken,
Ließ erglänzen sein Licht, es wurde heller und heller,
Daß wir schauen durften die Stätten der Weihe, zu denen
Einst die Menschen von Hellas in Ehrfurcht waren gepilgert,
Wo die Priester des Gottes in Weisheit des Amtes gewaltet
Und manch klugen Spruch des Orakels den Fragern gegeben.
Von dem allen erzählte der edle Mann, der uns führte.
Was er uns gab, das wird uns begleiten hinein in den Alltag,
Und so oft wir gedenken an alles, was wir erlebten
Auf unserer Fahrt, wird auch sein Name uns leuchten im
Herzen.*

Nachrichten

Wir gratulieren unseren beiden Mentoren

*Dr. FRITZ FEZER, Heilbronn zur Beförderung
zum Oberstudienrat und*

*Dr. DIETRICH OTTMAR, Stuttgart zur Beförderung
zum Gymnasialprofessor.*

*

Die Atlantic Union e. V. — derzeitiger Präsident ist Herr Dipl.-Ing. Oscar Laun in Ludwigsburg — hat sich die Vertiefung der Beziehungen aller Anrainer des Atlantischen Ozeans zur Aufgabe gestellt.

Nachdem die Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde korporativ der Atlantic Union e. V., Reutlingen, Herderstr. 16, Telefon über 07121/38048 beigetreten ist, steht allen unseren Mitgliedern die Teilnahme an den Veranstaltungen der Atlantic Union e. V. offen. Das bedeutet neben freiem Eintritt zu gelegentlichen Vorträgen vor allem Teilnahmemöglichkeit an sehr stark verbilligten Nordamerikafügen. Flugpreis Frankfurt Main — New York und zurück ca. DM 920.—. Da 1964 das Jahr der Weltausstellung in New York ist, erscheint uns diese weitere Vergünstigung für unsere Mitglieder sicherlich sehr interessant. Bitte schreiben Sie gegebenenfalls unmittelbar an die Atlantic Union e. V. — das Programm für 1964 ist erschienen.

*

Reisen nach Mitteldeutschland in die DDR

In aller Stille fanden im Sommer 1963 einige wenige Versuchs-Studienreisen nach Mitteldeutschland statt. Die Führungen liegen in der Hand mitteldeutscher Lehrer. Ein technischer westdeutscher Reiseleiter begleitet die Gruppen. Es wurden besucht: Eisenach mit der Wartburg, Erfurt, Weimar, Jena, Naumburg, Halle, Leipzig, Dresden mit der sächsischen Schweiz, Ost- und Westberlin. Rückfahrt auf der Autobahn über Helmstedt. Das Ergebnis war so ermutigend, daß wir für 1964 gemeinsam mit einem befreundeten Reisebüro dieselbe Reise an folgenden Terminen planen:

64 D 1 16. 5. — 24. 5. 1964 (Pfingstferien)

64 D 2 20. 6. — 28. 6. 1964

64 D 3 11. 7. — 19. 7. 1964 (Sommerferien)

64 D 4 8. 8. — 17. 8. 1964 (Sommerferien)

64 D 5 12. 9. — 21. 9. 1964

64 D 6 3. 10. — 11. 10. 1964 (Herbstferien)

Es ist geplant, einen der obigen Termine zu verlängern und die Rückreise unter Vermeidung Westberliner Gebietes über Stralsund mit Rügen, Rostock, Wismar, Lübeck auszudehnen. Die Teilnehmerzahl dieser Busreisen ist jeweils auf das Fassungsvermögen eines Omnibusses beschränkt.

Preis der Reisen

DM 375.—

(Bei Ausdehnung auf die nördliche Route DM 558.—)

Diese Preise schließen die Busreise von und bis Frankfurt/M., Unterbringung in sehr guten Hotels, Besichtigungen und Führungen, sowie volle Verpflegung ein.

Vortragsveranstaltungen

Wir führen im Rahmen eines Vortragsringes, dem außer der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde die Karawane e. V. Zweig Hamburg und die Atlantic Union e. V. in Reutlingen angehören, die folgenden Veranstaltungen durch:

- 2. November 1963 Professor Dr. Th. Hornberger SPITZBERGEN, INSELN AM RANDE EUROPAS (mit Farblichtbildern und Farbfilm) in Stuttgart
- 12. November 1963 Dipl.-Vw. Herbert Schönfeld GRIECHENLAND UND SEINE INSELWELT (mit Farblichtbildern) in Augsburg
- 21. November 1963 Gershon Monar, Beauftragter der israel. Regierung für Landeskunde ISRAEL HEUTE, in Stuttgart
- 6. Dezember 1963 Prof. Dr. H. Wilhelmy ALASKA, DIE LETZTE PIONIERFRONT DER USA (mit Lichtbildern) in Hamburg
- 31. Januar 1964 Dipl.-Vw. Herbert Schönfeld GRIECHENLAND UND SEINE INSELWELT (mit Farblichtbildern) in Hamburg

Weitere Termine sind geplant. Wir bitten, alle Einzelheiten den nächsten Nummern der Karawane, der örtlichen Presse und den Plakatanschlagen zu entnehmen.

Eintritt für unsere Mitglieder frei. Werben Sie im Kreise Ihrer Freunde und Verwandten und lassen Sie uns wissen, ob wir auch in Ihrem Wohnort einen Vortrag veranstalten können? Bitte helfen Sie mit!

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde - Vorsitzender Prof. Dr. Friedrich Seebass - herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende, verstärkte Nummer 2, 1963/64 kostet für Einzelbezieher DM 2.80, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 6.—, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Bildnachweis :

Titelbild, Seite 5, 6, 11, 17, 21, 25, 27, 29, 31, 32, 45, 53, 59 Archiv Dr. Hell; Seite 3, 63, 64, 65, 66, 68 Archiv Dr. Kurt Bachteler, Die Grundrisse Seite 34, 35, 37, 38, 39 und 40 stellte liebenswürdigerweise Herr Prof. Dr. Kurt Erdmann zur Verfügung.

Vorankündigung :

Der Inhalt unseres nächsten Heftes (4. Jahrgang 1963/64, Heft 3) ist den Ostkirchen gewidmet.

Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, anzufordern.

sind unsere angenehmste Art zu reisen, da die Schiffe eigens für unsere Fahrten gechartert sind. Die Reiseleiter gehören den verschiedensten Fakultäten an, so daß die wesentlichen Interessengebiete vertreten sind. Die Preise schließen Bahnfahrt ab und bis München, **alle Landausflüge**, die **Transfers**, das **Karawane-Logbuch** und **volle Verpflegung** ein.

64 2 - A

und seine Inselwelt

22. 3. 64 — 5. 4. 64 mit TSS „Pegasus“ (nahezu ausverkauft)

München — Venedig — Igumenitza/Joannina/Dodona/Nikopolis/Preveza — Katakolon/Olympia — Korinth/Mykene/Tiryns/Nauplia/Epidaurus/Nea Epidaurus — Kreta/Knossos/Phaistos — Rhodos — Kusadasi/Ephesus — Delos — Mykonos — Athen — Aegina — Itea/Delphi — Venedig — München.

Alles eingeschlossen

ab **DM 790.-**

64 2 - B

Tempel, Kirchen und Moscheen

22. 3. 64 — 5. 4. 64 mit MS „Philippos“

München — Venedig — Ithaka — Athen — Volos/Meteora — Athos — Kavalla/Philippi — Thasos — Istanbul — Dikili/Pergamon — Gythion Sparta/Mistra — Preveza/Nikopolis/Arta — Korfu — Venedig — München.

Alles eingeschlossen

ab **DM 960.-**

64 2 - C

Reise zu den Grenzen des Abendlandes

4. 4. 64 — 18. 4. 64 mit MS „Philippos“

München — Venedig — Ithaka — Kreta/Knossos/Mallia — Limassol Curium/Kolossi/Paphos — Kyrenia/Nicosia/Bella Pais — Alanya/Side/Aspendos/Perge Antalya — Kusadasi/Priene/Milet/Didyma oder Ephesus Panaya Kapulu — Naxos — Paros — Athen — Venedig — München.

Alles eingeschlossen

ab **DM 960.-**

64 2 - D

Rund um die Ägäis

20. 9. — 3. 10. 1964 mit TSS „Pegasus“

München — Venedig — Korfu/Päläokastritsa — Athen — Ios — Santorin — Kreta/Knossos/Mallia/Gournia/S. Nicolaos — Rhodos — Izmir/Ephesus — Istanbul — Skopelos — Delphi — Venedig — München.

Alles eingeschlossen

ab **DM 790.-**

Flug mit Maschinen der Olympic Airways, 22. 3. — 5. 4. 64

(Chefreiseleiter: Univers.-Prof. Dr. Ulrich Mann, Saarbrücken)

München — Beirut — Byblos — Tripolis — Lattakia/Ugarit — Krak des Chevaliers — Homs — Palmyra — Damaskus — Jerash — Aman — Jericho — Jerusalem — Petra — Beirut — München. **DM 2080.-**

Büro für Länder- und Völkerkunde Dr. Kurt Albrecht

7140 Ludwigsburg · Bismarckstraße 30 · Telefon 07141/3087